

# Schlesische Monatshefte

## Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 12

Dezember 1929

Jahrgang VI

### Die schlesisch-böhmische Stadt

Von Prof. Dr. August Grisebach

In diesen Tagen erscheint im Deutschen Kunstverlag, Berlin, das Buch des Breslauer Kunsthistorikers „Die alte deutsche Stadt in ihrer Stammeseigenart“. Hier wird zum ersten Male in überzeugender Weise der Gestaltenreichtum der deutschen Städte aus dem Stammescharakter ihrer Erbauer gedeutet. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers wie des Verlages bringen wir daraus das uns Schlesier besonders interessierende Schlusskapitel.

Thüringer und Franken haben im 13. Jahrhundert Schlesien besiedelt. Anlage und Aufbau der Städte sagen freilich nichts mehr aus über die Herkunft ihrer ersten Bewohner, ebenso wenig wie im Nordosten der niedersächsische und westfälische Ursprung der Kolonisten anschaulich wird. In den Dörfern hat sich bisweilen ein Zusammenhang mit der bäuerlichen Wohnform der Vorfahren erhalten. Die Städte aber wuchsen im Laufe der Zeit zu einer Gestalt heran, die aus der geographischen Situation des Landes und seiner kulturellen Verbundenheit mit dem habsburgischen Reiche ihre eigentümlich südöstliche Physiognomie entwickelt.

In der Anlage folgen die schlesischen Städte dem allgemeinen ostdeutschen Prinzip. Auch in Schlesien bindet man sich weder für die Gesamtform der Siedlung noch für die Aufteilung im Innern an ein stereotypes Schema. Der oberflächlichen Meinung, diese Grundrisse glichen sich wie ein Ei dem andern, widersprechen die Tatsachen. Mit beweglicher Phantasie und klarem Blick für die Bedingungen des besonderen Falles haben die Städtebauer des Ostens, nicht anders als es bei gleichzeitigen Neugründungen im Westen geschah, den Plan abgesteckt. Ihr Ziel war wirtschaftliche und strategische Zweckmäßigkeit, wohlräumige Ordnung. In der Praxis haben natürliche und geschichtliche Gegebenheiten zu mannigfachen Variationen geführt. So hat in Neiße der Anschluß an eine slavische Niederlassung die bogenförmige Umgrenzung des Marktplatzes bedingt, in Glatz das bergige Gelände und eine vorhandene tschechische Siedlung die Anlage beeinflusst.

Der rechtwinkelige Platz, der „Ring“, der aus dem regelmäßigen Netz der Straßen ausgeht, auf seiner großen Fläche dem Rathaus eine freie Stellung ermöglicht, ist zwar für Schlesien mehr als für die Mark und Ostpreußen das charakteristische Zentrum des bürgerlichen Gemeinwesens (Liegnitz, Reichenbach, Breslau, Patschkau u. a. O.). Doch gibt es auch langgestreckte Straßenplätze (Neumarkt, Nimptsch, Löwenberg, Liebenthal), eine Anordnung, die im Nordosten nicht üblich, vermutlich durch Vermittlung böhmischer Städte auf die straßenförmigen Plätze Ostbayerns zurückgeht.





Der gebräuchliche Baustoff ist der Ziegel<sup>1)</sup>. Aber wie im ostelbischen Binnenland hat man ihn, im Gegensatz zum Küstengebiet, bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht mehr zur Geltung gebracht. Ward doch damals selbst ein so bedeutender Bau wie das Breslauer Rathaus mit Putz und Malerei überzogen. Freilich hat hier der Backstein schon in gotischer Zeit nicht jene Ausdrucksmöglichkeiten entwickelt wie in der Mark und den Seestädten. Neben den Formziegel tritt als schmuckbildendes Element der Werkstein, der in erreichbarer Nähe sich anbot. Die Verbindung des Ziegels mit Sandstein in Schweidnitz, Breslau und dem dieser Stadt einst vielfach verbundenen Krakau führt zu gelockerterem Umriß, beweglicherem Zierrat als dort, wo der Ziegel allein die dekorative Gliederung bestreitet. Das erinnert an Bayern. Nahe dem Gebirge in Glatz, Striegau und der Lausitz sind die Kirchen ganz aus Stein.

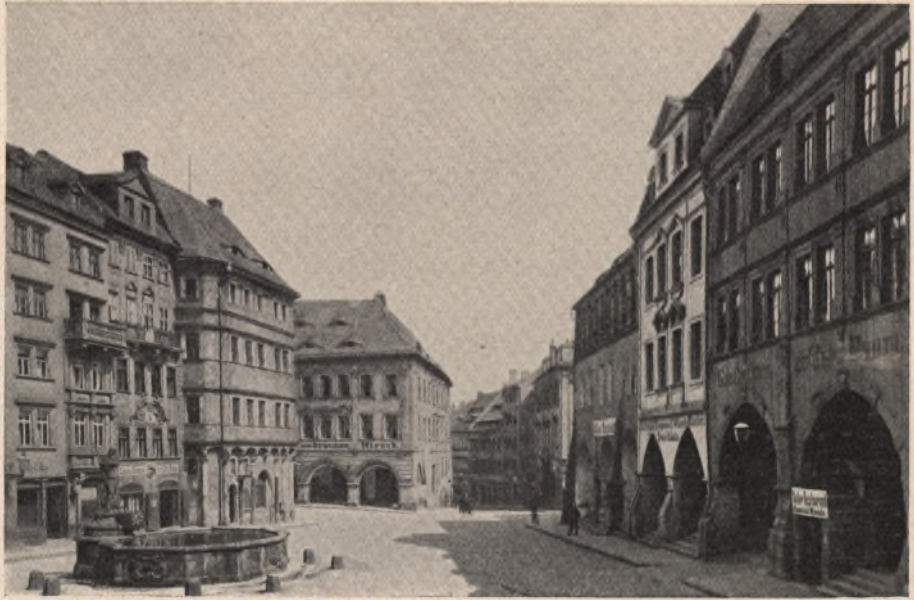
Die alten Straßenzeilen in den schlesischen Städten unterscheiden sich von den brandenburgischen und sächsischen dadurch, daß bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts das Giebelhaus herrschend bleibt. Diese konservative Haltung erklärt sich mit daraus, daß es bürgerliche Kaufmannsstädte sind, kein Landesherr einen einheitlichen Traufhaustypus in neuen Quartieren vorschrieb. Auch hat sich der Adel in nur wenigen Fällen in der Stadt angesiedelt und im Patrizier nicht den Ehrgeiz nach einem Palais erweckt.

Eine Eigenart einer Anzahl schlesischer Städte gegenüber der Mark und Sachsen, aber auch gegenüber den Demokratien an der Ostsee, beruht auf der konfessionellen Haltung dieses Kulturkreises. Die katholische Kirche durchsetzt im Barock die bürgerlichen Bezirke mit neuen Kultbauten, Klöstern und geistlichen Schulen, wobei den Jesuiten eine gewichtige Rolle zufällt. Diesem Umstand verdankt neben Breslau vor allem Neiße seine reichhaltige Bewegtheit.

<sup>1)</sup> Enea Silvio nennt Breslau eine „urbs latericia (eine Backsteinstadt) non minus decora quam potens.“



## 2. Renaissance und Barock am Untermarkt in Görlitz



Schließlich hat das politische Schicksal, die Eroberung durch Friedrich den Großen, dem Lande Merkmale preußisch-provinzieller Bauweise gebracht. Das sondert Schlesien endgültig von Sachsen ebenso wie von den Städten jenseits der Sudeten, mit denen es bis dahin in engerer Verbindung gestanden hatte als mit den sächsischen. Wohl hat der Schlesier aus Mitteldeutschland wiederholt Baugedanken aufgenommen, wie er sich denn jederzeit für vielerlei Fremdgut empfänglich zeigt. Dauernder und umfassender jedoch war seit Karls IV. Zeit der Konnex mit dem Südwesten. Überdies mag manches, was in Sachsen und Schlesien übereingeht, aus dem gemeinsamen Quellbereich jenseits der Berge herkommen.

Das Gebirge, das Schlesien von Böhmen und Mähren trennt, war niemals eine kulturelle Grenzscheide. Bereits die Planformen der Städte, mit denen einst Böhmen besiedelt ward, stehen mit schlesischen Gründungen in Einklang. Braucht hierbei kein unmittelbarer Zusammenhang zu bestehen, weil es sich um allgemein verbreitete Prinzipien handelt, so kennzeichnet doch gewiß die Bauweise auf diesen Grundrissen die nahen Beziehungen.

Der Typus der einstöckigen gegiebelten Häuser in Böhmen ist gleichen Schlages wie im schlesischen Randgebiet diesseits der Sudeten. Zahlreichen Straßen und Marktfronten gibt zudem die Laube ein gemeinsames charakteristisches Merkmal. Im Südwesten Böhmens: Taus, Prachatitz, Budweis, Wittingau, nordwestlich in Schlackenwerth, ostwärts in Königgrätz, Landskron, Kolin; auf schlesischer Seite in Liebenthal, Hirschberg, Jauer, Landeshut, Schömberg, Glatz und vielen anderen Orten. Damit stoßen wir noch einmal auf jene lockere, aber doch miteinander verbundene Kette von Laubenstädten, die von Süden über den Brenner, Ostbayern, Böhmen und Mähren, über Schlesien und die Lausitz bis nach Ostpreußen sich hinzieht.

Die Lauben sind jedoch nicht das alleinige Kennzeichen stadtbaulicher Verbindung zwischen Ostbayern, Böhmen und Schlesien. Vielerorten wird sie auch durch den Umriß der Häuser bezeugt. Man war wie an Inn und Salzach voluminösen Dächern und hochwüchsigen Giebeln abgeneigt. Die Giebel bilden eine niedrige Bekrönung der Front und schließen sich mit



ihren Nachbarn zu breitgezogenen Formationen zusammen. Das charakterisiert die Häuserreihen in Prachatitz, Budweis, Wittingau, Pardubitz und, wenn auch weniger konsequent, den Ring in Hirschberg oder Jauer. Dazu stimmt die Gepflogenheit, über Häuser von mehr als der gewohnten Dreifensterbreite statt eines Daches mehrere Sättel nebeneinander zu legen.<sup>1)</sup>

Nicht genug, auch jene ostbayrisch entschiedene Absage an den sichtbaren Dachstuhl: die Stirnmauer vor niedrigen Grabendächern kommt über den Böhmer Wald herüber nach Prachatitz, Budweis, Veseli, weiterhin nach Kolin, Königgrätz, Pardubitz und bestätigt für die Bauweise den Satz Burdachs, daß „Südböhmen die Brücke bildete zwischen der Kultursphäre Passau-Regensburg einerseits und den böhmisch-mährischen Zentren Prag-Kuttenberg Iglau-Brünn andererseits“<sup>2)</sup>. In Schlesien ist solcher wagerechter Abschluß nicht so häufig, aber die wenigen Beispiele: in Breslau das (abgerissene) Haus Zur Krone, die Dachummauerung der Patschkauer Pfarrkirche, Häuser in Brieg lassen im Zusammenhang mit den anderen verwandtschaftlichen Zügen keinen Zweifel, woher diese Stirnmauer stammt. Gleichviel, ob man sie mit streng umzirkelten Schwalbenschwanzzinnen besetzt oder mit einem Geschmeide miniaturhafter Voluten und Pfosten. Auch Polen nimmt solche Bekrönung mit besonderer Vorliebe auf und wandelt in mannigfach ab. Möglich, daß mitunter von Polen eine Rückwirkung auf deutsche Bauten stattgefunden hat, aber der Ursprung — letztlich bis Venedig zurückzuführen — liegt im Südwesten.

<sup>1)</sup> So geschah es in Prag (A. Honig, Deutscher Städtebau in Böhmen 1921, S. 103) und in Schlesien (L. Burgemeister in Frech-Kampers, Schlesische Landeskunde 1913, II, S. 309: „Ist die Front breiter als durchschnittlich üblich, so werden zwei Paralleldächer angeordnet, wofür namentlich in Breslau, Jauer und Brieg Beispiele vorhanden sind“).

<sup>2)</sup> Konrad Burdach, Vorspiel. 1925. I, 2. S. 164.



**3. Giebelhäuser a. Breslauer Ring  
Blick auf die Elisabethkirche.**



**4. Schlesische Giebelhäuser des  
16. und 18. Jahrhunderts: Neiße**



**5. Laubenhäuser einer  
schlesischen Landstadt:  
Schömburg**



Gleichwohl kann C. Gurlitts Meinung, „eine slawische Kunst gibt es in Böhmen so wenig wie in Polen“, nicht als unbedingt zutreffend gelten. Die slawische Komponente läßt sich zwar nicht so scharf fassen wie im Westen Deutschlands die französische. Aber charakteristische Formwiedergabe und Kompositionsneigungen, die in Renaissance und Barock hier im Osten auftreten, wird man doch aus der slawischen Herkunft oder Blutsauffrischung der Bewohner erklären dürfen.

Schließlich gehen Böhmen, Mähren und Schlesien auch im Kolorit der Fassaden überein. Zum farbigen Anstrich und bunten figürlichen Malereien gesellt sich als eigentümlicher Schwarz-Weißton der Schmuck des Sgraffitto. Diese Kratzputztechnik, im 16. Jahrhundert auch in Niederösterreich verbreitet<sup>1)</sup>, kam von Böhmen nach Sachsen und Schlesien.

Die schlesischen Städte nahe dem Gebirge sind den böhmischen Vettern besonders nahe verbunden. Die Häuser zumeist einstöckig, auf kurzbeinigen Lauben von untersetzter, zwerghafter Statur machen wohl einen zutunlich gemütlichen Eindruck, verglichen mit den norddeutsch-dezidierten, preußisch-nüchternen Fronten in Brandenburg. „Schön“ gewachsen aber sind sie nicht — nicht unähnlich dem Menschenschlag, der sie bewohnt.

Den in der Oderniederung gelegenen Städten Neiße, Brieg, Breslau fehlen die Lauben. Die Häuser sind von stattlicherem Wuchs als in der Gebirgszone. Von den Giebelfronten an der Küste unterscheiden sie sich durch das niedrigere Format der Fenster. Daß die Mauer mehr zu Worte kommt, verbindet sie der allgemein binnenländischen Haltung. Das Ornament aber, zum Überschwänglichen neigend, bisweilen spielerisch bis zum Skurrilen, gibt ihnen ein südöstliches Gepräge, mitunter spezifisch schlesische Züge. Auch bei schmuckhafter Aufgliederung





**6. Laubenhäuser am  
schlesischen Gebirge:  
Der Ring in Hirschberg**

bleibt das Fassadenrelief flächengebunden. Das ist im Baustoff bedingt, entspricht aber auch, wie der Verzicht auf Erker besagt, einem bestimmten Gefühl für Platz- und Straßenwand.

In Breslau umstanden die vornehmsten aus dem Geschlecht dieser Häuser, variantenreich, aber in maßstäblicher Eintracht, streng ausgerichtet in weitgespannter Karreestellung die behäbige Pracht des Rathauses und der ihm zugeordneten Gebäude wie freie Bürger ihren erwählten Führer. Die großgestimmte stadträumliche Gesinnung, die sich im Breslauer Ring noch vor achtzig Jahren in einheitlicher Geschlossenheit verkörperte, kennzeichnet Anlage und Aufbau dieser bedeutendsten östlichen Siedlung insgesamt. Sie ward nicht auf einmal abgesteckt, zudem haben der Strom und kleine Nebengewässer die reguläre Planbildung mit unregelmäßigen Zügen durchsetzt. Vor allem jedoch verdankt Breslau seine Individualität der nachbarlichen Verbindung bürgerlicher und geistlicher Faktoren. Am Rande der Kaufmannstadt bildeten längs der Oder Klöster und Schulen den repräsentativen Prospekt, zuletzt der herrscherliche Trakt des Jesuitenkollegs an der Stelle, wo einst die kaiserliche Burg gestanden. Gegenüber aber auf Sand- und Dominsel liegt der stille Bezirk der bischöflichen Gewalt.

Zuletzt sei der Blick noch hingelenkt auf einen charakteristischen Bestandteil im Umriss der schlesischen Städte: den eigentümlich vielfältig bewegten Ausklang der Türme, dessen auch kleine Gemeinwesen nicht entbehren. Auch in diesen schlanken von mehreren Laternen durchbrochenen leichtwüchsigen Bekrönungen, die unbeschwert von Nützlichkeitswünschen, unbehelligt von zeitlichen Forderungen in den Gassen drunten, sich triebreich zum Himmel recken, äußert sich stammestümliche Eigenart. Bayern hat seine zwiebligen Kuppeln, Westfalen Helme von gebundener Kraft. Freilich spricht landschaftliche Sonderart nicht überall gleich deutlich. Flandrische Turmgedanken zumal sind weit gewandert, auch Schlesien ward von ihnen berührt.





**7. Häuser an einem Ringplatz  
in Böhmen: Krummau**



**8. Südöstliche Laubenhäuser  
in Mähren: Zwittau**



# **Zur Einweihung unserer beiden Grenzgymnasien**

**Von Erstem Bürgermeister a. D. Salomon-Breslau**

Im Rahmen des Ostprogramms sind in den letzten Wochen zwei wichtige Merksteine zu verzeichnen: Die Einweihung der Gymnasien in Militsch und Guhrau.

Die Abtretung von Posen hatte für die mittelschlesischen Grenzkreise eine unerträgliche kulturelle Schädigung dadurch mit sich gebracht, daß namentlich den Kreisen Militsch und Guhrau der Zugang zu den höheren Schulen im benachbarten Posen — Krotoschin für Militsch, Lissa und Rawitsch für Guhrau — nunmehr verschlossen war. Der Rückgang des Verkehrs auf den Grenzlinien hatte auch auf der preußischen Seite eine erhebliche Verkehrseinschränkung zur Folge, so daß der Besuch der Schüler auf benachbarten deutschen Gymnasien, so für die Militscher des Gymnasiums in Oels, für die Guhrauer des Gymnasiums in Glogau als Fahr-schüler unmöglich gemacht wurde.

Der wirtschaftliche Rückgang gab aber nur einem ganz geringen Prozentsatz der Bevölkerung die Möglichkeit, ihre Kinder nach auswärts in Pension zu geben, so daß ein fühlbarer und unerträglicher Notstand auf dem Gebiete der höheren Schulbildung nicht ausbleiben konnte.

Das hat auch die Staatsregierung erkannt und erfreulicherweise auf diesem Gebiet ganze Arbeit geleistet dadurch, daß das Reich in seinem Ostprogramm im Jahre 1927 für die Erbauung einer Vollanstalt in Militsch 700 000 RM. und für die Erbauung eines Reformrealprogymnasiums in Guhrau 600 000 RM. zur Verfügung stellte.

Der preußische Staat hat nun als Treuhänder für die Anlegung dieser Summen in Verhandlungen mit dem Kreise Militsch und der Stadt Guhrau die Erbauung zweier Anstalten in die Wege geleitet, die kürzlich ihrer Zweckbestimmung übergeben werden konnten.

Beide Anstaltsgebäude zeigen im inneren Aufbau und in der Gliederung die Berücksichtigung aller modernen Forderungen. Die Gediegenheit der Ausführung soll gerade im Grenzgebiet dem Nachbarn jenseits der Grenze zeigen, daß Preußen nicht gewillt ist, seine kulturellen Belange zu vernachlässigen.

Die Einweihung der beiden Anstalten erhielt eine besondere Betonung durch die Teilnahme des Staatsministers Dr. Becker, der sowohl in Militsch wie in Guhrau warmherzige Worte für die Kulturbelange der schlesischen Grenzmark fand.

Auch die Persönlichkeiten der vom Herrn Minister mit der Leitung dieser beiden Grenzgymnasien betrauten Herren geben alle Gewähr, daß die von ihnen zu betreuende Jugend von dem Ernst und der Verantwortung voll durchdrungen werden wird, welche den Grenzmarkdeutschen als den Vorposten gegen fremdes Volkstum schicksalsmäßig auferlegt ist. Namentlich in Guhrau hat der dortige Studiendirektor anlässlich der Übernahme der Schule Worte und Gedanken für seine Aufgabe gefunden, welche allgemeinen Bei-



fall fanden und wohl noch in diesen Blättern in einer späteren Nummer zur Wiedergabe kommen werden.

Von den beiden Anstalten ist, wie oben gesagt, die Anstalt in Militsch, die ursprünglich nach dem System der deutschen Oberschule arbeiten sollte, an die Kreisverwaltung angegliedert, während in Guhrau Träger die Stadtgemeinde ist, die eine bestehende Mittelschule aufgibt, um nunmehr Patronin der neuen Anstalt zu werden, die als Reformrealgymnasium den Bedürfnissen der kleinen Stadt am besten entspricht. Interessant ist bei den beiden Schularten, daß erstmalig das vom Kultusministerium verfolgte Prinzip der Trennung von sachlichen und persönlichen Ausgaben durchgeführt ist, indem der Staat die Personalausgaben beider Anstalten übernimmt, während dem öffentlich-rechtlichen Träger die sachlichen Ausgaben bleiben, ein Zustand, der auch von seiten der Städte als durchaus wünschenswert anerkannt wird.

Wir haben bisher leider Grund, mit der Erfüllung unserer Wünsche auf Wiedergutmachung der durch Krieg und Grenzziehung geschaffenen Schäden wenig zufrieden zu sein, ist doch die Osthilfe immer durch Rücksichten auf andere Gebietsteile, deren Schäden unverhältnismäßig geringer sind, zurückgesetzt worden. Hier ist aber wirklich etwas Ganzes geschaffen worden und die mittelschlesische Grenzmark ist dem Staatsministerium aufrichtig dankbar, daß es in Erkenntnis einer schweren kulturellen Gefährdung dieses Gebietes den Weg gefunden hat, zwei Anstalten zu errichten und zu erhalten, die in ausreichendem Maße und unter selten günstigen Bedingungen die Kulturbedürfnisse unserer Grenzmark zu befriedigen geeignet sind.

Wir danken der Staatsregierung für dieses Eintreten für unsere Not und hoffen und wünschen, daß dieser einen Tat noch recht viele andere folgen mögen.

So hofft auch der Grenzkreis Namslau auf Staatshilfe für eine dort zu errichtende höhere Lehranstalt.

Daß auch das wichtige Gebiet der Volksschule von der Staatsregierung nicht vernachlässigt wird, zeigt der mit wesentlichen Staatsmitteln unterstützte Schulhausneubau in Tschirnau, Kr. Guhrau, der von dem Herrn Minister anlässlich der Einweihung des Gymnasiums in Guhrau besichtigt wurde, wie auch sein Versprechen, für Besserung der Volksschulverhältnisse in Herrnstadt, Kr. Guhrau, durch Unterstützung eines Volksschulneubaues zu sorgen.

Wir leben in einer Zeit, welche leicht geneigt ist, wirtschaftlichen Belangen den Vorzug zu geben; dabei wird aber vergessen, daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Landes maßgebend von dem Grade der Kultur der Bevölkerung beeinflusst wird, sei es, daß der besser vorgebildete Arbeiter und Handwerker wirtschaftlich leistungsfähiger ist, oder daß andererseits der Gebildete größere Bedürfnisse an Kulturgütern hat und damit ein besserer Käufer ist. Das bedingt, daß in unseren Ostfragen unter voller Betonung der wirtschaftlichen Nöte die kulturellen Fragen nicht in den Hintergrund treten dürfen.

Die beiden vorgedachten Gymnasialneubauten und die zugesagte Hilfe auf dem Gebiete des Volksschulwesens sind gute Anzeichen dafür, daß die kulturellen Interessen nicht vernachlässigt werden.



# Eine wichtige Neuerwerbung des Provinzialmuseums

Von Museumsdirektor Erich Wiese

## Zuruf an den Künstler:

Allgemein gefallen wollen  
heißt den Gemeinen gefallen.  
Nur das Gemeine ist allgemein.

**Caspar David Friedrich.** (Aus den „Bekenntnissen“.  
Ausgewählt und herausgegeben von K. K. Eberlein, Leipzig 1924)

Eine Weisheit, die immer gelten wird, wie alle echte Weisheit. Sie ist hier vielleicht Wort geworden aus der Erkenntnis des schöpferischen Menschen, der immer seiner Zeit voraus ist: daß nur wenige Zeitgenossen ihn erkennen, aber die Allgemeinheit zunächst nicht. Doch das Wort bezeugt mehr; es ist vielsinnig und nach vielen Richtungen tief. Es ist anwendbar auch auf die Gegenseite, nicht nur auf den Schöpfer der Werke, auch auf den Betrachter; und wird, so verstanden, erst recht lebendig für uns: das wahrhaft Neue, das Schöpferische, steht zu seiner Zeit stets gegen eine Welt. Es war auch bei Friedrichs Bildern so, obgleich es uns heut unbegreiflich scheint; und es ist mit den Werken unserer Tage nicht anders. Wohlverstanden, es ist von wegweisenden Leistungen die Rede! Und bezeichnend, daß Friedrich von einem Runge, einem Kleist erkannt wurde, von Männern, die ebenso bahnbrechend waren wie er; daß ein Goethe, Angehöriger einer damals gerade abtretenden Generation, als Großer wohl das Genie des anderen fühlte, es aber falsch verstand.

Worin lag das Schöpferische der Kunst Friedrichs? Man hat ihn den Vorkämpfer und Vollender der „romantischen Landschaft“ genannt und darunter etwa verstanden, er habe die romantische Naturphilosophie seiner Zeit seinen Bildern unterlegt, habe Stimmungslandschaften mit ein bißchen Seele gemalt. Wäre dem so, es wäre wenig. Seine neue Tat war die alte Tat aller bedeutenden Künstler: den ganzen Menschen, mit seiner ganzen Zeitgebundenheit, in sein Werk zu geben und dennoch eine zeitlose Wahrheit zu formen. Die Kunst um 1800 neigte stark zu einem von Italien genährten Klassizismus. Die Form war alles, die Linie, die „Komposition“ standen vor dem „Erleben“. Friedrich lehnte diese „Kunstrichtung“, lehnte die „Nazarener“ ab und verzichtete auf Italien. Das Symbol des Lebens fand er für sein Teil besser in der Natur seiner Heimat; und gestaltete es in Abbildern heimatlicher Landschaften. Er war ein nordischer Mensch, von einer erschütternden Einfalt des Glaubens. Es ist kaum an der Richtigkeit der Nachricht seines Dresdner Genossen Kugelgen zu zweifeln: daß Friedrichs Familie aus Glaubensgründen Schlesien verlassen hatte. Dieses Land brachte von je große Natursymboliker hervor. „Mit eignem Auge sollst du sehen und wie dir die Gegenstände erscheinen, sie treulich wiedergeben; wie alles auf dich wirkt: so gib es im Bilde wieder!“ Auf das „eigne“ und auf das „wirkt“ kommt es an. Alles andere als den Abklatsch der Natur wollte dieser



**C. D. Friedrich  
Strand-  
landschaft bei  
Mondschein**

**Breslau, Museum  
der  
bildenden Künste**



Künstler. Die Spiegelung im eignen Ich gestaltete er, in angestrenzter Arbeit, in ständiger Fühlung mit der Natur. Von Dresden aus, wo er seit 1798 ansässig war, machte er zahlreiche Wanderungen; auch in das schlesische Gebirge, das ihn zu einigen seiner bekanntesten Schöpfungen anregte. Am meisten zog ihn immer wieder seine engere Heimat an, Greifswald und Rügen, die er bis etwa 1818 überaus häufig besuchte. In diese Zeit fällt sicher die Entstehung des kürzlich fürs Schlesische Museum der bildenden Künste erworbenen Bildes. So klein es im Format ist, so groß ist es in der Wirkung. Die Farbskala ist denkbar sparsam: Vom Graugrün über Weiß ins Grau. Die Tonskala ist überaus reich. Strand und Riedgras im Vordergrund heller und dunkler graugrün, Auflösung dieses Tones bis ins Bleigrau des Meeres; dieses vom Grau mit unheimlich „natürlichen“ Lichtern in den Schilfbuhnen bis zum stechenden Weiß des Horizontes und der Spiegelstraße des Mondlichts. Darüber die Räume des Himmels, grau in unendlicher Weite, in zartesten Nuancierungen, ohne Traurigkeit hier; ein leises Durchtreten von Rosa, eine Steigerung zum gelblichen Weiß dort, wo der Mond verschleiert zieht; eine stille, eine hoffnungsschwere Nacht. So konzentriert die Farbmittel, so streng der Bildaufbau. Das Auge eilt unbeirrt der größten Ferne zu, dem Meeresspiegel in der Mitte. Sein Weg: über den zwingenden Zickzack des Strandwuchses, mit einem raschen Zögern vor den Silhouetten der drei Männer im Mittelgrund, dann einem Abschnellen ins wesenlose Licht. Und ruhig, darüber, wandert es, langsam, großartig schreitend, durch die Wolkenwälder zurück. Eine der endgültigen Landschaftsprägungen Friedrichs, ähnlich denen der vier Tageszeiten. Fast schmerzlich, sie zu umschreiben. „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt.“



# Die Stellung der deutschen Universitäten im Volksganzen

Von Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Ernst Kornemann

Aus einem Vortrag, gehalten gelegentlich der Eröffnung der deutsch-ungarischen Gelehrten-Woche in der Aula der Peter Pázmány-Universität in Budapest am 1. Oktober 1929.

Ein Zug zum Internationalen geht durch die Universitäten Europas von allem Anfang an. Sind doch die ersten unter ihnen entstanden schon im 12. Jahrhundert, in den Zeiten der höchsten Blüte des Papsttums, als Ausdruck der damals durch Kaiser und Papst repräsentierten großen europäischen Gemeinschaft der Völker.

Der Ursprung des europäischen Hochschulwesens liegt bekanntlich in Frankreich und Italien. Paris als Hauptsitz der Scholastik, damit der Theologie und der Philosophie, Bologna als die erste bedeutende Juristenschule des Kontinents bezeichnen die Anfänge auch des mit den Universitäten eng verbundenen Fakultätensystems. Kaiser und Papst wetteiferten in Gewährung von Stiftungsbriefen; Institutionen kirchlicher und weltlicher Art gaben oft die finanziellen Grundlagen, bis dann auch das Bürgertum auf dem Plan erschien mit der Gründung eigener Stadtuniversitäten. Auf dem Boden des römischen Reiches deutscher Nation sind seltsamerweise Prag 1348 und Wien 1365 die ältesten Universitätsschöpfungen, mit anderen Worten: die ersten Universitätsschöpfungen erfolgten in dem heute so traurig verstümmelten Ostraum der deutschen Geschichte, nicht in dem kulturell viel weiter vorgeschrittenen und völkisch viel einheitlicher deutsch gestalteten Rheinland, wo Heidelberg und Köln erst 1386 bzw. 1388 nachfolgten, Köln im gleichen Jahr wie die älteste in Budapest von König Sigismund geschaffene ungarische Universität, die leider mit dessen Tod wieder einging.

Den nationalen Gedanken in diese mehr internationalen Gebilde hat zuerst die Gemeinschaft der Studierenden hineingetragen. Es ist allbekannt, daß die Studentenschaften der mittelalterlichen hohen Schulen nicht in wissenschaftliche Abteilungen, sondern in Nationen geschieden waren, in Nationen, die im inneren Leben der Universitäten über den Kreis der Studentenschaft hinaus bis zur Rektorwahl hinauf bedeutungsvoll gewesen sind. Die Pariser Studentenschaft zerfiel in die gallische, die englische — die seit 1412 die deutsche hieß —, die picardische und die normannische „Nation“; die Prager Studentenschaft in die böhmische, die bayrische, die polnische und die sächsische „Nation“.

In Prag ist dann innerhalb der akademischen res publica der Kampf von Internationalismus und Nationalismus zum ersten Mal ausgefochten worden. Der Auszug der drei nicht-böhmischen Nationen nach Leipzig 1409 und die Gründung der Universität dortselbst war das Ende. Die neue Universität erstand auf rein deutschem Boden. Wie in Deutschland sind die Universitäten von da ab auch in anderen Ländern mehr nationale Institutionen geworden und verdanken zum Teil nationalen Erhebungsepochen ihre Entstehung. Seit den Tagen des Absolutismus sind sie dann mehr und mehr Staatsanstalten geworden, gleichzeitig aber haben sie ihren Korporationscharakter mit Selbstverwaltung aus der vorhergehenden Epoche sich zu erhalten gesucht. Die Ausbalancierung zwischen Staatsanstalt und Korporation



hat aber zuungunsten der letzteren immer weitere Fortschritte gemacht. Und das war natürlich. Bei den großen Aufwendungen, die die Staaten mit der fortschreitenden Entwicklung der Wissenschaften für die Universitäten machen mußten, ist das Maß der Selbstverwaltung recht gering geworden, nicht in vollständig gleicher Weise in den verschiedenen Ländern des heutigen Reiches. In einem Punkte freilich herrscht bei uns in Deutschland über alle Ländergrenzen hinaus volle Übereinstimmung, nämlich in der Anerkennung vollster Freizügigkeit der Studierenden, weil man dies als einen Teil der Lehr- und Lernfreiheit seit alter Zeit bei uns ansieht. Bei dem in Stämme, Länder und andere historisch gewordene Gemeinschaften aller Art, auch kirchliche, stark zerklüfteten deutschen Volkstum, in welchem der Lokalpatriotismus und der Partikularismus seit alters Orgien feiern, wäre eine andere Behandlung dieser Materie wie auf dem Boden vollkommenster Freizügigkeit der Dozenten und Studenten sehr vom Übel. Dadurch wird ein heilsamer Austausch des Nachwuchses zwischen den verschiedenen Teilen des Reiches und der Länder herbeigeführt. Wir suchen zum Beispiel jetzt im Osten auch Studierende vom Westen heranzuziehen — während die umgekehrte Wanderung keiner Nachhilfe bedarf — und waren vor Jahren dem preußischen Kultusminister sehr dankbar, als er eine, wenn auch zunächst bescheidene, Summe für diesen Zweck gerade Breslau zur Verfügung stellte, um den aus dem fernen Westen kommenden Studenten, die in Breslau studieren wollen, Reisekostenzuschüsse zahlen zu können. So ist wenigstens vom Unterbau aus gesehen deutsches Hochschulwesen eine unlösliche Einheit.

Wenn uns bis hierher einen Augenblick zur Einführung das Problem Staat und Hochschule beschäftigt hat, so wenden wir uns nun zu der Stellung der deutschen Universitäten im Volksganzen. Wer dieses Thema behandeln will, muß ausgehen von der großen Neubildung und fast vollkommenen Umformung der Institution durch Wilhelm von Humboldt gelegentlich der Schöpfung der Universität Berlin im Jahre 1810. Die Universitätsbildung wird durch ihn aufgebaut auf dem aus der klassischen Epoche unseres geistigen Daseins erbten Humanismus und auf jener Idee der Aufklärungszeit von einer allgemeinen höheren Bildung, zu der die Wissenschaft dieser Tage führen soll. Nicht nur in Fachwissenschaften gelehrte, sondern auch gleichzeitig allgemein gebildete Männer im Sinne der „universitas litterarum“ sollen erzogen werden. Man glaubt noch an die Möglichkeit einer solchen Allgemeinbildung mit der Philosophie als Mittelpunkt alles Wissens. Diese Generation hat es daher noch leicht gehabt, mit den lebendigen Kräften, die in der Nation vorhanden waren, in Fühlung zu bleiben, zumal die Universitäten seit der Befreiung von dem französischen Joch mit dem nationalen Erhebungs- und Regenerationsprozeß aufs engste verflochten waren, allen voran Breslau, von welchem der neueste Darsteller der deutschen Universitätsgeschichte, Graf Du Moulin Eckart, sagt: „Nirgends ist dieses Jahr, das Jahr 1813, so zum Erlebnis geworden wie in Breslau“, dank der begeisternden Rede des nach Breslau verpflanzten Nordländers Henrik Steffens an die Studenten, die man mit Recht als einen Aufruf für des Königs „Aufruf an sein Volk“ bezeichnet hat. Von hier aus zieht sich die Mitarbeit der Universitäten, der Professoren wie der Studenten, am Leben der Nation hin bis zur Revolution von 1848 und darüber hinaus, nachdem im Professorenparlament der Paulskirche ein Höhepunkt erreicht worden war.



Seitdem aber vollzog sich eine Umwandlung und ein Zurücktreten der Universitäten im Leben der Nation, die ihren tiefsten Grund hat in der einsetzenden rapiden Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften, seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Vertiefung der Einzeldisziplinen in allen Fakultäten tritt ein — in den Geisteswissenschaften markiert durch Mommsens „Römische Geschichte“, die in der entscheidenden Ausgabe in Breslau 1856 erschienen ist von dem damaligen Professor der Breslauer Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät — eine Vertiefung, die eine bis dahin nicht einmal von ferne geahnte Spezialisierung des Einzelforschers zuwege brachte. Immer neue Spezialfächer zweigen sich ab von den alten Grundwissenschaften und erfordern neues, immer weiter vertieftes Spezialistentum. Die allgemeine, alle verbindende Weltanschauung geht dabei in die Brüche. Von der Naturwissenschaft wird ein neues Weltbild entworfen und von hier aus eine rein auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Weltanschauung propagiert. Die Zeit der großen Spezialisten ist angebrochen, der Spezialisten in allen Fakultäten. Diese aber, die Fakultäten, erhalten dadurch noch tiefere Abschlußgräben gegeneinander und nach außen hin. Mit der *universitas litterarum* scheint die Einheitlichkeit der Universität selber verloren gehen zu wollen. Dies ist daher auch die Zeit des niedrigsten Einflusses der Universitäten auf das Gesamtleben der Nation. Eine akademische Oberschicht bildet sich, die von den Nichtakademikern sich mehr oder weniger absondert, jeder Angehörige der Oberschicht im Besitz eines Spezialwissens, das ihn gegen das Allgemeinwissen und gegen die anderen Volksschichten abriegelt. Die ungeheuren wissenschaftlichen Aufgaben, die sich auf einmal für die Forscher auftun auf den allerverschiedensten Gebieten der Wissenschaft, beanspruchen beim Fehlen einer entsprechenden Organisation alle geistigen Kräfte des einzelnen so sehr, daß allein schon die Zeit, noch mehr aber die geistige Einstellung auf allgemeine Fragen einfach fehlen. Es scheint fast, als ob die Universitäten den Weg ihrer jüngeren Schwestern, der technischen Hochschulen, die in dieser Zeit der großen Fortschritte der Technik entstehen, gehen würden, nämlich Fachschulen zu werden, allerdings Fachschulen höchster Form, nicht zum wenigsten deshalb, weil die Medizin mit der Notwendigkeit immer größerer und mannigfaltigerer Klinikbauten und Laboratorien für Forschungszwecke unter Wegnahme der Hauptteile der Universitätsetats sich immer mehr vom Ganzen loslöst und eigene Wege geht, sowohl als Fakultät wie bezüglich des Schauplatzes ihrer Tätigkeit durch Errichtung neuer großer medizinischer Universitätsviertel.

Aber wenn nicht alles täuscht, ist diese zweite Epoche jetzt ebenfalls überwunden. Sie begann besiegt zu werden, seitdem die rein vom naturwissenschaftlichen Standpunkt versuchte Lösung der „Welträtsel“ als unbefriedigend empfunden wurde und eine Zurückwendung zur Metaphysik entstand. Diese Umstellung hat in allen Wissenschaften durch Selbstbesinnung auf ihre letzten Hintergründe und zugleich auf die Grenzen ihres Wissens und Könnens, weiter durch Neuformulierung der Probleme auf breitester Grundlage sowie durch Suchen nach neuen Methoden und Wegen eine ungemeine Vertiefung, aber andererseits auch eine erneute Annäherung der Wissenschaften aneinander zu Wege gebracht. Wir schauen heute, um mit Lessing zu reden, wieder gern aus einer *Scienz* in die andere, ja durch die ungeahnte Entwicklung der sogenannten angewandten Wissenschaften ist der Blick auch aus der Wissen-



schaft in die Praxis zurückgeleitet worden und damit der Weg ins allgemeine Leben der Wirtschaft und der Kultur der Nation wie der Menschheit wiedergefunden worden, und alles dies hat dann dadurch, daß unserer Generation das größte Erlebnis seit Menschengedenken zuteil geworden ist, der Kampf aller gegen alle in Europa und der Zusammenbruch dieses seit Jahrhunderten in der Weltgeschichte führenden Kontinents infolge von Friedensverträgen, die nur Unfrieden gesät haben, ich sage: dieses alles hat dann durch die Not der Zeit, die heute als die größte Diktatorin über Europa waltet, vor allem auf den Staaten der besiegten Gruppe, nicht minder aber auch auf den sogenannten „Siegerstaaten“, ein Suchen und Tasten nach neuen Werten erzeugt, in welchem wieder wie vor 120 Jahren in Deutschland der Verlust an materiellen Gütern durch die verdoppelte Anspannung der geistigen Kräfte wettzumachen versucht wird. Von hier aus hat dann bei uns der schon vor dem Weltkrieg begonnene Prozeß der erneuten Hineinstellung der Universitäten in das Volksganze in der Nachkriegszeit eine progressiv steigende Entwicklung durchgemacht. Wir in Deutschland sind tief durchdrungen von dem Gedanken, daß die Nation einzig und allein wieder emporkommen kann, wenn sie nicht nur alles produktive Schaffen aufs höchste steigert und gleichzeitig die Methoden rationalisiert und normalisiert, sondern auch keinen Zweig der Produktion, welcher Art er auch sei, ohne eine fast wissenschaftlich begründete strengste Sachlichkeit und ohne höchste Qualitätsleistung laufen läßt. Die akademische Bildung und wissenschaftliche Durchforschung der Dinge dringt bei uns infolgedessen in viel tiefere Kreise hinein als früher und erzeugt von hier aus schon einen neuen Kontakt zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung, der früher nicht gekannt wurde. Die Wirtschaft erkennt heute die Notwendigkeit der Mitarbeit der Wissenschaft zur Verfeinerung ihrer Produktionsmethoden und zur Auffindung neuer Wege der Herstellung von Waren an. Und die Wissenschaft umgekehrt stützt sich bei uns in weitgehendem Umfange auf die Wirtschaft, nicht nur bezüglich der materiellen Hilfe, die ihr von dort zufließt, sondern auch, indem sie durch neue vereinfachende Organisationsformen und durch das Streben nach Rationalisierung der Arbeitsmethoden von dort sich Anregungen bieten läßt.

Was nun die Universitäten betrifft, so ist der äußere Ausdruck dieses Zusammengehens von Wissenschaft und Wirtschaft bei uns die Schaffung der vielen Gesellschaften von Freunden und Förderern unserer hohen Schulen, die allerorts zum Teil schon vor dem Krieg zu entstehen begannen. Hier werden bei der Verteilung der eingehenden Gelder, die in erster Linie der Industrie und dem Handel entstammen, auch von Männern der Wirtschaft, die in den leitenden Gremien der Gesellschaften sitzen, oft Fragen der wissenschaftlichen Forschung miterörtert, und viele dieser Herren sind über diese Gesellschaften der Freunde hinweg hinaufgestiegen in den Verwaltungsausschuß der Kaiser-Wilhelm-Forschungsinstitute. So gibt es heute bei uns in Deutschland einen ganz neuen Typus von Männern, ich meine jene in der Wirtschaft tätigen Männer, die an dem wissenschaftlichen Leben der Universitäten und der Forschungsinstitute nicht nur durch Herbeischaffung von Mitteln, sondern auch vermöge ihrer eigenen hohen geistigen Einstellung in umfangreichster Weise lebendigen Anteil nehmen.

Hierbei handelt es sich aber immer nur um einzelne, wird man mit Recht sagen, und ich gebe zu, daß von hier aus das Problem, dem wir heute in Deutschland, insbesondere in



Schlesien, zustreben, nicht allein gelöst werden kann. Es ist vielmehr heute der Zeitpunkt gekommen, da die Universitäten aus der Isolierung, in die sie in der vorhergehenden Epoche geraten sind, heraustreten und in das Leben der Volksgemeinschaft hineingestellt werden müssen. Es ist keine Frage, daß diesem Streben die mächtige Entwicklung gewisser Wissenschaftszweige an unseren Universitäten in weitem Umfange dient, jener Wissenschaftszweige, die durch neue Organisationsformen die Mitarbeit des einzelnen Bürgers, ja des einfachen Mannes, der sich anleiten lassen will, ermöglicht. Ich erinnere nur an die Rassen- und Familienforschung, die jeden einzelnen angeht, der auf den Stammbaum seiner Familie zu achten und ihm nachzuspüren gelernt hat, an die wichtige, fortschreitende Standortforschung in der Biologie, die von der Lokalforschung stark getragen wird, an die intensive Bodenforschung in der Archäologie, die jede Beobachtung im Gelände sich anzeigen läßt und auch nichtwissenschaftliche Kreise zu ersten Feststellungen bei Zufallsfunden im Gelände allmählich erzieht, endlich auf das wichtige Gebiet der Mundartenforschung und der Volkskunde, wo der einzelne, vor allem draußen auf dem Lande, allmählich erzogen wird, sich nicht nur als Objekt der Forschung, sondern vielmehr auch als mitarbeitendes Subjekt zu fühlen. Dies sind, schnell herausgegriffen, einige Gebiete, auf welchen manche Einzelwissenschaften heute durch aufklärende Vorträge in der Bevölkerung neue Wege der Materialbeschaffung sich erschließen und die toten Zettelkasten der Studierstube durch lebendige ersetzen können.

Wir speziell in Schlesien haben bei dem Grenzlandcharakter unserer Universität nicht nur nach außen, sondern leider auch nach innen seit der erfolgten Teilung der Provinz Schlesien in Oberschlesien und Niederschlesien eine systematische Arbeit zu leisten begonnen, um Stadt und Provinzen wieder fester mit der Universität zu verbinden und sie zum Brennpunkt, oder sagen wir zu der Zentralsonne der gesamten, geistig ungeteilten Grenzmark im Südosten zu erheben.

Wir bedienen uns bei unserer Arbeit in der besagten Richtung alter Institutionen, die um die Universität herumgelagert sind. Da ist zum ersten die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur zu erwähnen, die seit langem schon wissenschaftliche Probleme vor dem Forum des gebildeten Publikums aus Stadt und Land erörtert, zugleich aber auch in den einzelnen Sektionen Sitzungen mit streng wissenschaftlichen Referaten und Diskussionen veranstaltet und, was das Wichtigste ist, jetzt auch als Publikationsstelle für die wissenschaftlichen Arbeiten der Universitätsdozenten benutzt wird. Daneben steht das Osteuropainstitut, das recht eigentlich wissenschaftliche und wirtschaftliche Interessen gleichzeitig pflegt. Das Studium der Ostländer, vor allem der slavischen Welt, wird hier nach allen Richtungen aufs intensivste betrieben und in Publikationen niedergelegt, daneben aber auch praktische Arbeit in der Feststellung der Konjunktursschwankungen der einzelnen Wirtschaftszweige in jenen Ländern geleistet. Neben dem Osteuropainstitut ist jetzt ein Wirtschaftsinstitut für Schlesien, und zwar für beide Provinzen, im Entstehen begriffen, das ebenfalls von der Universität aus durch einen unserer Nationalökonomten betreut werden wird. Endlich sind wir in der glücklichen Lage, in Schlesien auch ein Kaiser-Wilhelm-Institut, das Schlesische Institut für Kohlenforschung, zu besitzen, das bei den großen Bodenschätzen des Landes, selbst nach der unsinnigen Zerreißung Oberschlesiens durch das Genfer Diktat, von



größter Bedeutung für die schlesische Wissenschaft und Wirtschaft ist. Andere Einrichtungen dienen weniger der Forschung als der Verbreitung wissenschaftlicher Bildung innerhalb weiterer Kreise wie die Verwaltungsakademie für mittlere Beamte und die sogenannten Fachhochschulkurse, welche beide von der Rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät ins Leben gerufen worden sind.

Die Hauptlast bei der Verbindung der theoretischen Welt der Universität mit dem praktischen Leben fällt aber auch bei uns dem Universitätsbund zu, d. h. der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität, die jetzt bald auf ein Bestehen von 10 Jahren zurückblicken kann. Dieser Bund ist in erster Linie zur Unterstützung der wissenschaftlichen Arbeiten der Universitätsdozenten und zur Steigerung der Leistungen der Universitätsinstitute bestimmt in Fällen, in denen der Staat oder die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft nicht genügend zu geben vermögen. Neben dieser Haupttätigkeit hat der Bund aber noch eine zweite, nicht minder wichtige. Er ist der Veranstalter von Hochschulvorträgen in Stadt und Land, um durch Anteilnahme an den Ergebnissen der Wissenschaft die auf Belehrung und Aufwärtstreben gerichteten Teile der Bevölkerung mit den akademischen Kreisen in engere Verbindung zu bringen. Vorbild ist hier die Schleswig-Holsteinsche Universitätsgesellschaft in Kiel, die in der Reichsnordmark bereits eine einzigartige Organisation des Landes um die dortige Universität geschaffen hat, die höchster Bewunderung wert ist. Von diesem Idealzustand in Schleswig-Holstein sind wir in Schlesien noch sehr, sehr weit entfernt, aber die gleiche Zielsetzung ist vorhanden. In Breslau selber besteht seit Jahren eine Zusammenarbeit zwischen Industrie- und Handelskammer und dem Universitätsbund durch einen gemeinsam gebildeten Ausschuß „Wissenschaft und Wirtschaft“, welcher Vorträge mit besonders hohem Niveau in jedem Winter halten läßt. Für die beiden Provinzen hat Professor Malten dasselbe schon früher geschaffen und hier ein Vortragswesen ins Leben gerufen, das jetzt dem Universitätsbund angegliedert worden ist von einem Ausmaß, das seinesgleichen sucht. Vierzig schlesische Städte empfangen in jedem Winter nach eigener Auswahl 5—6 Hochschulvorträge aus den verschiedensten Disziplinen, darunter auch viele kleine Grenzstädte, die dadurch mit dem geistigen Zentrum Schlesiens in lebhaftester Verbindung stehen. Neben dem Universitätsbund ist es der Kulturbund Schlesien, der durch Herausgabe einer eigenen illustrierten Zeitschrift „Schlesische Monatshefte“ der Kultur und dem Schrifttum der Heimat dient, also den in Deutschland wieder so mächtig emporsteigenden Heimatgedanken und die Liebe des Volkes zur angestammten Scholle und zu der hieraus erwachsenen Eigenart pflegt. Den Leiter der Zeitschrift, Prof. Landsberger, stellt auch hier wieder die Universität, die in ihrem ungemein vergrößerten deutschen Institut, das an Stelle des germanistischen Seminars getreten ist, ihrerseits eine Zentrale besitzt auch für die speziell schlesischen Belange in Mundartforschung, heimischer Literatur und Volkskunde der östlichen deutschen Erde.

Durch unsere Jugend geht heute eine neue Bewegung nach gesteigertem Gemeinschaftsleben durch Überbrückung der Klassengegensätze, wie sie namentlich durch die überschnelle Industrialisierung Deutschlands verschärft worden sind. Von Prof. Rosenstock-Hüssy wird seit einigen Jahren in dem sogenannten Löwenberger Arbeitslager durch jährlich stattfindende Zusammenkünfte von Akademikern mit Jungbauern und Jungarbeitern ein gegenseitiges Sich-



kennenlernen und Verstehen anzubahnen gesucht. Was wir heute bei dem fortwährenden Druck von außen brauchen, ist innere Konzentration und starke Selbstbesinnung sowohl beim Einzelmenschen wie in dem Verhältnis der verschiedenen Volksschichten zueinander.

Der hartbedrängte Osten, der ehemals, wie wir eingangs sahen, die ersten deutschen Universitäten gesehen hat, sucht so heute, mit Schlesien an der Spitze, neue Wege zu gehen, um auch die Wissenschaft in den Dienst des Wiederaufbaus unseres Vaterlandes zu stellen und Universität und Volksgemeinschaft wieder in engere Fühlung mit einander zu bringen.



**Moriz Melzer:  
Selbstbildnis**





## **Der Maler Moriz Melzer**

**Von Dr. August Brücher (Berlin)**

Wenn ich gewissenhaft mich selbst befrage, von welchen der lebenden Maler ich gern ein Bild besitzen möchte, fällt mir unter den deutschen immer gleich Moriz Melzer ein.

Es ist keine Augenblicksbegeisterung von mir, ich kenne diesen Maler schon lange, aber gerade die oft wiederholte Betrachtung seiner Bilder hat diese stille Überzeugung in mir reifen lassen. Alles in allem scheint mir Melzers Kunst eine beglückende Angelegenheit und also eine Bereicherung des Lebens, die wir ihm zu verdanken haben.

Daß Melzer trotz seines aufreibenden Berufes als Kunstlehrer an der Berliner Reimannschule ein so hochwertiger Maler geworden — und, was wichtiger ist, ohne Rückfall geblieben — ist, ist ein bemerkenswerter Fall an Ausdauer und unbeirrbarer Idealität. Man darf das Gefährliche solcher Situation nicht übersehen, denn nicht selten ist es so, daß der Lehrer den Künstler verdunkelt, ja ihn auslöscht. Es muß einer schon eine heute rare Kraft und Sammlung besitzen und eine reiche unverfälschte Natur sein, soll er dieses Doppelleben erfüllen. Dieser Maler hat sich nicht mechanisiert. Er ist vor allem sehr zart und eindrucksfähig geblieben. Er wird das Leben nicht leicht nehmen und sich nicht als „bewährter“ Mann vor seine Schüler stellen. Nein, mit ihnen wird er immer zugleich sich selbst in der Kunst erziehen. Er ist so wenig stolz und darum nicht der Mann, seine Schüler zu ersticken — noch sie verflachen und ihr Talent verwildern zu lassen. Alles Konventionelle ist ihm fremd — auch an sich selbst. Er ist zu gerecht — auch gegen sich selbst.

In sich ist er ganz bäuerlich geblieben, will sagen: zager, sanfter, zartsinniger im Kleinen, idealischer, gläubiger als je ein reiner Städter sein kann, nicht so dringlich und erfolgsüchtig. Er hat, jetzt einundfünfzigjährig, noch immer viel Beschäftigung an sich selbst. Andere haben sich in diesem Alter von sich und der Natur bereits zurückgezogen in irgend eine ergiebige, lohnende Manier. Sie liefern fix und fertige Natur, soviel man will. Die Malerei, mag sie nah





**Melzer:  
Sturm-  
fahrt**

oder noch so fern sein von der Natur, ist ewig doch ihr Abbild. Sie wächst aus ihr, nicht überraschender noch monströser manchmal wie eine fremde, absonderliche Blume auf irgendeinem unscheinbaren Kraut. Doch die Natur will immer wieder neu erschaffen sein in jedem Bild. Dies Schaffen und Geschaffene ist das Wesentliche, und dieses wollen wir erleben vor dem Bild.

Bei Melzer sieht man die erträumten Bäume herrlich wachsen, wilder, buschiger als Bäume sind, zu einer groß gesteigerten Natur, die alle Zufallsformen überwindet. Und so sind auch die Menschen, die er uns erfindet, eigentlich nicht Menschen, sondern Menschenwesen, Menschliches in starker fleischlicher Gestalt; sehr tief verwandt, nicht räumlich nur zusammen mit der Landschaft. Er liebt wohl nicht das Portrait. Vielleicht empfindet die ängstliche und sanfte Seele, die in ihm ist, das Amt, die Menschen abzubilden, wie sie sind, als oft zu schauerlich. Schön ist der Mensch in seiner primitiven Urverrichtung als Jäger, Kämpfer, Seefahrer, der die Schiffe rüstet und dem Wind vertraut, der ihn ins Abenteuer führt. So malt ihn Melzer. Frauen sind ihm reine Schönheit: Frühling und Sommer geben ihnen Spiel und Ruhe, oder wie heidnische Nymphen und Dianen stürmen sie durch frischen Wald. Oft aber auch erscheinen sie als christliche Madonnen, mütterlich und schützend in seiner Bilderwelt.

Wie lebendig ist uns diese „Kriegsmadonna“ im Gedächtnis, von so hohem Ausdruck, daß sie wirklich einer frühen gotischen Muttergottes gleichkommt, wie sie alle diese in so un-





**M. Melzer: Meeresmadonna**



geheuerlicher Zahl verwaisten Kinder an sich schmiegt und unter ihren Mantel nimmt. Die ganz erstaunliche Farbenskala in diesem Bild, das grüne Blau zum Rot des Mantels und zur Tönung der Gesichter ist eine Augenweide und macht das Ganze nur zauberhafter wirklich, jenseits unserer Wirklichkeit. Man muß sich schon die Mühe machen, in einer großen Stadt manchen Maler und manches Bild aufzusuchen, bis einem solche Malerei in die Hände kommt.

Geboren ist Moriz Melzer 1877 in Albendorf, einem kleinen Ort im böhmischen Riesengebirge. Nachdem er zunächst in der böhmischen Schmuckindustrie beschäftigt war, ging er zur Keramik über und begann erst mit 25 Jahren das Studium der Malerei. Er arbeitete in Weimar bei Ludwig von Hofmann und Olde und dann lange ohne Lehrer weiter in Berlin und später in Paris. Die Eindrücke und Anregungen, die er empfang und verarbeiten mußte, sind also mannigfaltige. Aber selbst in Paris war er vergraben. Mit der zeitgenössischen Malerei fand er wenig Berührung. Kaum selbst mit dem Leben dieser lebensfrohesten Stadt. Er kämpfte schwer mit Problemen. Er trieb eine verschollene, alchymistische Kunst. Das stärkste künstlerische Erlebnis waren, wie er sagt, die orientalischen Miniaturen, zu denen er täglich pilgerte. Also diese Formenwelt, diese stärkste Farbenoffenbarung der Zeiten!

Die tiefste, sozusagen religiöse Wurzel von Melzers Schaffen ruht aber in seinem Schlesientum. Es scheint, er hat noch Blut in sich von diesen Handwerksmeistern, die die vielen kleinen Kirchen bauten und sie dekorierten — nur demütige, anspruchslose Schwestern der großmächtigen Kathedralen und doch so fein und leuchtend mit den Malereien der Altäre und der Fenster. In seinen Landschaften ist er, wenn man einen Vergleich wagen will, etwa der Magasco der modernen Malerei. Er hat überhaupt unendlich vieles von der rauschenden Bewegtheit des Barock in seinen elastischen Kompositionen.

Melzer war natürlich auch in Italien und ist noch sonst wohl mancherlei gereist. Er hat sich zum Glück dabei nicht „überfremdet“, und zufrieden und besonnen wie er ist, genügen ihm diese Reisen. Es ist schmerzlich zu sehen, wie oft aus einem reisenden Maler über kurz oder lang ein malender Reisender wird.

Dabei hat er sich viel gewandelt; auch in der Technik der Malkunst ist er manche Wege schon gegangen. Einmal auch ist er ganz abstrakt geworden, sicherlich in der ehrlichsten Absicht und immer wieder auf der Suche nach der Harmonie der Farben; denn die Bilder lehren es, sie sind durchaus erlebtes Ornament, und diese Konstruktionen wollen nie uns vergewaltigen. Jetzt aber gibt er seinen Träumen wieder Fleisch und Blut, und seine Farben sind noch sicherer geworden und beschwingter im Zusammenspiel.

Repräsentativ auf großen Ausstellungen zu sehen war Melzer kaum in Berlin, dagegen in Paris, wo er im Salon d'Automne 1912 und 1913 mit Begeisterung empfangen und zur Mitgliedschaft aufgefordert wurde. Auch nach dem Kriege wieder ist man ihm in Paris mit Hochachtung und Wohlgefallen begegnet.

Melzer, der tapfere Melzer, ist also wahrhaftig bei uns noch nicht verwöhnt und verzärtelt worden, und nichts liegt ihm selbst so fern als der Gedanke, jetzt oder einst ein begehrter Artikel zu werden. Aber Maler, die unbekümmert um den Tageslärm, aus innerem Anlaß, aus Schicksal einfach malen und malen müssen, gibt es so wenige, daß wir sie nicht vernachlässigen und unbesehen über Bord werfen wollen.



# Der alte Stolbe

Novelle von Gerhart Pohl

Gerhardt Pohl, ein geborener Schlesier ist der Herausgeber der bekannten Zeitschrift „Die Neue Bücherschau“. Außerdem ist er bisher mit zwei Novellenbänden hervorgetreten und soeben erscheint von ihm ein neuer Band Erzählungen „Partie verspielt“. Mit Erlaubnis des Verlages Adalbert Schultz, Berlin bringen wir daraus eine charakteristische Probe.

In feuchtem Grau lag der große Holzhof. Von den mächtigen Bretterstapeln tropfte das Nebelwasser. Der Sand war mit dünner Nässe besprüht. Und die Wolken hingen bis an den Erdboden. Die Menschen im mächtigen Herrenhaus und die Menschen im niedrigen Barackenbau schliefen noch. Über der Straße lagen Dunkel und Schweigen. Schon hatte der Laternenlöscher die Runde gemacht.

„Sauerei, vafluchte!“

Das Hoftor knarrte. Einer kam angeschlurrt, schleppte die schweren Halbschaftstiefel über die Bordsteine am Herrenhaus. Und danach durch den feuchten Sand, daß sanfter Staub darunter hervorquoll. Die windleeren Segel der verschabten Manchesterhose schlugen um die Masten der Beine. Ein grauer Flecken am Hinterteil schlappte gegen die Kniekehlen. Eine verknüllte Militärjacke hing über dem rechten Arm, in der knorrigen Linken der Griff eines Kaffeekönnchens. Der alte Stolbe kam, „seine“ Pferde zu füttern. Wie täglich seit dreißig Jahren maß er bedachtsam Hafer und Häcksel in das Sieb. Schüttelte es mit viel Gewalt. Gab dem braunen Wallach zur Linken einen kräftigen Klaps.

„Gehste numi, Lerge!“

„Lerge“ war das zärtlichste Wort dieses struppigen Graubartes, aus dessen Gesicht die Riffe gehärteter Falten ragten.

Dann holte er Wasser und Heu, gabelte den Mist beiseite. Der alte Stolbe sah auf die Uhr, die in einer verschabten Nickelkapsel steckte. Der Gummiring einer Bierflasche dichtete die Schutzhülse.

„Tapperarsch, dämlicher!“

Er hatte gemerkt, daß die Zeit schon weit vorgeschritten war.

„De Pfarde kenn egal nich ausfressen!“

Damit hockte er sich auf die gemauerte Kante der Mistgrube und machte das „Schlußnickerchen“. — Als die Uhr der katholischen Kirche sechs helle Schläge in die Luft sandte, knallte der alte Stolbe mit der Peitsche, und die beiden Wallache trabten in den Morgen hinaus, der sich langsam zu hellen begann. An der Karbe-Mühle mußte er warten. Der junge Karbe verwaltete heute noch nicht sein Amt.

„Mächtig wie a Hulzklotz, aber faul wie a Schwein!“

Der alte Stolbe hockte sich auf den Mühlenbalken am Rain. Brummte. Dann zog er die „Völkzeitung“ aus der Tasche, die er seit fünfundzwanzig Jahren hielt.

Eine Notiz stand auf der dritten Seite des Beiblattes:

„Breslau, den 12. September. Auf rätselhafte Weise verschwand gestern die zwanzigjährige Hausangestellte Marie S., die bei einer Herrschaft in der Bohrauerstraße 48 im Dienste stand. Marie S., ein solides und anständiges Mädchen, das seinen kirchlichen und weltlichen Pflichten stets pünktlich nachkam, machte einen Sonntagsspaziergang, von dem sie bis heute



nicht zurückkehrte. Es liegt der Verdacht nahe, daß sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Marie S. ist groß, blond, von leicht bäuerlichem Einschlag. Sie war bekleidet mit . . .“

„Imma wieda das Verbrecherpack in Gruß-Brassel und die andern Sündenbabels. Und akkurat in der Bohrauerstraße, wo ooch der Mieke ihre Herrschaft wohnt . . .“

Da kam Karbe. Der alte Stolbe rief ein paar derbe Scherzworte, die Karbe mit einem leichten Schulterklaps beantwortete. Hernach luden die beiden vierzig Doppelzentnersäcke mit feinem Mehl auf den Kastenwagen.

„Kräfte hobt er noch wie a Urviech mit eure paar fuffziger Johre!“

„Nu, heern Se ock uff, Karbe. Schlopp bin ich schunt und ausgemergelt wie a Hoderloppen!“

Ein Peitschenhieb, und die Pferde rissen kräftig den schwerbeladenen Wagen durch den Sand des Feldweges. Auf der Chaussee trabten sie sachte der Stadt zu. Der alte Stolbe saß auf den Säcken. Hielt die Leine zwischen knotigen Fingern. Und dachte . . . Das war seine Lieblingsbeschäftigung. Fast immer war er allein. Fern von den Kollegen der Fabrik und des Gutshofes. Unbeteiligt an Scherzwort und Klatsch. So spann er das Garn eigenwilliger Betrachtungen. — Heute fiel ihm die Zeitungsnotiz ein.

„Gruß . . . Flachskopp . . . zwanzig Johre . . . akkurat . . . wie de Mieke. . . . Und ooch off da Bohrauerstraße . . .“

Stolbe schüttelte den Kopf. Andre Gedanken spielten durch sein Hirn.

„A guttes Madel de Mieke . . . forsch und adrett . . . Der Herr Pfarrer selig . . . is a Profete gewest . . . hot gesogt . . . Die wird euch viel Freude machen . . . die Marie.“

Die Marie!

Mechanisch griff der alte Stolbe nach der Zeitung und suchte die Notiz. Da er in einer Hand die Leine hielt, konnte er das Blatt nicht entfalten. Er klemmte die Zügel zwischen die Knie. Derweil flog das Auge über die Spalten. Richtig, da stand es!

„Jesses, Maria und Josef! Es wird doch nich etwan de Mieke sein!“

Aber Signalement und Hausnummer stimmten. Und der amtliche Vorname lautete eben Marie und nicht Mieke. Auch das S. verstand er jetzt. Dem alten Stolbe glitt die Zeitung aus den knotigen Fingern. Eine Welle des Stoppelwindes trug sie davon. Nach Zügel und Peitsche griff er und schlug auf die Pferde. Die Tiere warfen alle Kraft in die Kumte. Schaum tropfte aus den Nüstern. Der Lastwagen holperte über die Chaussee.

Der alte Mann pflasterte mit dem Peitschenstiel seinen Schmerz auf die Rücken der Tiere. Der Wallach zur Linken machte einen gewaltigen Satz, als wollte er die Geschirre sprengen, um der brennenden Qual zu entfliehen. So kam das Leitpferd ins Stolpern. Der alte Stolbe zerrte die Zügel. Die Achsen des Wagens knarrten.

„Sauhunde! Vafluchtes Kruppzeug! Bestien, beschißne . . .“

Da bog ein Radfahrer in die Chaussee, „mit unvorschriftsmäßigem Tempo“, wie später der Polizeibericht sagte.

Die kopflosen Pferde sprangen beiseite. Rissen das Fahrrad um. Ein Schrei. Das Knirschen brechenden Stahls. Die Pferde galoppierten noch achtzig Meter. Der alte Stolbe lag keuchend auf den Mehlsäcken.



Das Schreien im Rücken riß ihn hoch. Er stieg umständlich ab. Zog noch einen Sack über die dampfenden Pferde. Dann wankte er die Chaussee zurück. Da lag das zertrümmerte Rad. Der Fahrer krümmte sich über die Straße. Laut schrie er Beschwörungen und Flüche. Im blutigen Schmutze lag auf dem Pflaster der kleine Fahrgast der Lenkstange. Ein Huf der Rasenden hatte ihn unter die Räder des Lastwagens geschleudert.

Es war das einzige Kind des Mannes. Ein fünfjähriger Knabe.

„Offenbar gröbster Fall fahrlässiger Tötung. Betrunkener war der Angeklagte laut Beweisaufnahme nicht. Familienkummer ist kein Grund für gesetzwidriges Verhalten. Der Angeklagte war zu der Aufmerksamkeit, die er aus den Augen setzte, vermöge seines Berufes besonders verpflichtet, was der Gesetzgeber als strafehöhend bezeichnet. In Anbetracht der bisherigen Unbescholtenheit jedoch beantrage niedrigste Strafe: Drei Monate Gefängnis.“

Des jungen Staatsanwaltes Stimme schnarrte sanft. Das Gericht erhob seinen Antrag zum Urteil. Der Rechtsanwalt haspelte flink ein paar Worte ab:

„Gratulor, mein lieber Stolbe. Hätte böser ausgehen können. Das Gesetz läßt bis fünf Jahre zu!“

Und der alte Stolbe wankte in die Frühlingssonne vor dem Gebäude. Er wunderte sich, daß keiner ihn abgeführt hatte.

„Aber dos is doch gar nich meeglich!“

Noch einmal murmelte er in sich hinein, was alles er laut zu seiner Verteidigung gesagt hatte. „Traurig um das Jingle. Aber de Mieke is doch ooch weg. Bei de Seelenvakäufer. De Pfarde warn eben scheu gewurn.“

Die kranke Frau, sechs schulpflichtige Kinder, das Zeugnis des Chefs . . .

Der alte Mann hatte kein Wort vergessen, das ihm gewogen war.

„Die da wulln mich eben ins Luch neibringn und rujinieren! Se wulln . . . finfundfuffzig Johre unbescholten . . . drei Monate Knast wegen de Durchgänger, Lergen vafluchte, . . . aber dos is doch garnich meeglich.“

Dann ging er ins Büro seines Chefs.

„Traurig, mein lieber Stolbe, daß die Herren so entschieden haben. Legen Sie Berufung ein beim Landgericht. Sie haben unserer Firma eine lange Zeit . . .“

„Dreißig vulle Johre, junger Herr.“

Der alte Stolbe drehte das Steuer seiner ausgebleichenen Mütze, links und rechts und links.

„Schon gut! Ich werde den Anwalt bezahlen. Denn ich brauche unbescholtene Leute. Gehen Sie zu Herrn Justizrat Wetzl und bestellen Sie ihm einen Gruß. Er soll Revision einlegen . . . Ich bezahle die Chose. Unsere Firma braucht unbescholtene Leute . . .“

Große Tränen rollten um die wetterharten Riffe. Die Faltentäler entlang. In den Mund des alten Stolbe. Die Knie gaben nach. Ein Schüttertn durchlief den alten Mann. Er küßte die Hand des jungen Herrn.

Das Landgericht stellte das Urteil gegen die gewandte Rede des Justizrates und die beschwörenden Tränen Stolbes. Paragraphen sind eben granitene Bollwerke, die vor menschlichen Erwägungen schützen.



Am Abend, bevor der alte Stolbe ins Kreisgefängnis mußte, erhielt er einen Brief der Firma:

„. . . und kündigen wir Ihnen den bei uns innegehabten Posten, da wir aus Geschäftsprinzip nur unbescholtene Leute gebrauchen können. In Anbetracht Ihrer langjährigen Arbeitszeit zahlen wir neben den Prozeßkosten freiwillig noch Ihren Lohn bis zum 1. 8. ca., und soll dieser jeden Freitag an unserer Kasse zur Zahlstunde erhoben werden.

Achtungsvoll

Die Fabrikleitung“

Zwölf Wochen später verließ ein Greis den Rohbau der Promenadenstraße. Ein schwachsinniger Tölpel, der durch Hintergassen schlich, raunzte Ungereimtes. Halb vernehmbar. Aus filzigem Barte.

Zum Bürohaus der Firma lief der Alte. Unzählige Male. Die Herren waren nicht zu sprechen. Und einmal haben Kinder gesehen, wie er am Türpfosten des Haupteinganges lehnte. Und wie aus trüben Augen, die eine Leere durchdrangen, viel Wasser gesickert ist.

„Itze is a ganz tälsch gewurn, der Stolbe Korle!“

Der Kinder Wort wurde Glaube der Stadt.

Im Rathaus kannte der alte Stolbe schon jedes Zimmer und jeden Schreiber. Aber Erwerbslosengeld empfing er nicht. Selbst der Herr Bürgermeister, den er einmal stellte, war sein Feind.

„Schuld liegt auf Ihrer Seite, lieber Mann! In diesem Sonderfalle . . . ausgeschlossen. . . unsere Vorschriften . . .“

Da hatte der alte Stolbe gelacht. So laut und vieltönig, daß der Atem des Bürgermeisters für eine einzige Sekunde stockte.

„. . . und de Steuern, wo ich bezohlt hob finfunddreißig lange Johre . . .“

Danach war er aus dem Rathaus geschlüpft. Verhärtet und ohne Gruß.

Der alte Stolbe saß in der heißen Sonne des verblühenden Sommers. Tag um Tag am Rande der Bache. Schon war alles Wasser verdunstet. Rostiger Draht und verbrauchte Eimer sielten sich im feuchten Schlamm, den Mückenheere überschwärmten. Vom nahen Felde her scholl das Rufen der Erntearbeiter. Das war Musik im Ohr des alten Stolbe.

So hockte er Tag für Tag. Und Tag für Tag zog er eine Zeitung aus der Tasche. Das fettige, zerknickte Blatt, das er mit zittriger Vorsicht entfaltete, beschäftigte ihn manche Stunde.

. . . bei de Seelenvakäufer . . . de Mieke . . . mei Madel . . . das gutte . . . Zuchthäusler . . . wegen de Lergen . . . Pfarde . . . Äster . . . de Durchgänger . . . vafluchten.

Und einmal fiel er mählich zusammen, als wollte er sein „Schlußnickerchen“ machen. Rutschte sacht die Böschung hinab.

Im Schlamm der Bache neben rostigem Draht und verbrauchten Geräten lagen ein paar Lumpen. Darüber surrte das Mückenheer.

Noch flogen Scherzwort und Lied von den nahen Feldern. Noch stand warme Sonne über dem gemächlichen Alltag des Städtchens. Keiner kümmerte sich um die Lumpen.

Der Schlamm überzog sie, noch ehe der Abend kam. So fanden die Leute den toten Stolbe.



# Unveröffentlichtes von Daniel Czepko

1605—1660

## Die Kirche Gottes ist die Welt

Die Kirche Gottes ist die Welt,  
Da lobt Gott Sonn' und See und Feld,  
Die Kirche Gottes ist der Ort,  
Da sein Volk ehrt und hört sein Wort.  
Die Kirche Gottes, Mensch, bist du,  
Da Gott spricht deiner Seelen zu.  
Drei Kirchen hast du allermeist,  
O Mensch, den Leib, die Seel' und Geist,  
Dieselben hast du allbereit  
Dem Vater, Sohn und Geist geweiht.

Aus: collectio variorum fragmentorum III.  
Handschrift R 2195 der Stadtbibliothek S. 70

## Wer nicht sterben will, der freie

Sterben muß für sich der Mann.  
Doch das Weib, wann Gott im Leben  
Ihr und ihm will Kinder geben,  
Macht, daß er nicht sterben kann.

Wie der Tod vom Weibe kommen,  
So vertreibt das Weib den Tod;  
Es verehrt ihn Mensch und Gott,  
So der Mann ein Weib genommen.

Mensch: So wird die Welt gefüllt.  
Gott: So bleibt sein Ebenbild.  
Darum, so du nicht willst sterben,  
Komm mit, um ein Weib zu werben.

Aus: Erstes Buch unbedachtsamer Einfälle Nr. 2.  
Handschrift R 3096 der Stadtbibliothek Breslau S. 18

## Monodisticha sapientium

### Der grundgütige Gott

Gott ist so gut, wer recht wüßt mit ihm umzugehn,  
Der schwätzt ihm alles ab, sollt er ganz bloß dastehn.

### Selten besser

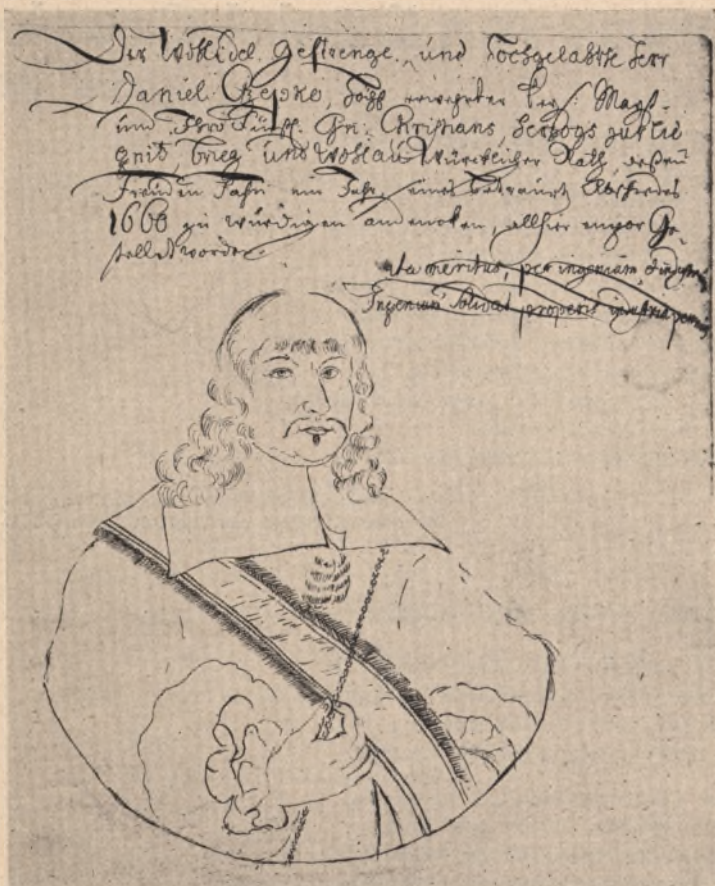
Viel schreien zu Gott, sind sie in Kummerhaft und krank,  
Erhört er sie: drauf muß er unter Tisch und Bank.

### Übe gute Werke

Mensch, willst du seelig sein, brauch einen Ernst dazu,  
Wer sich nicht bis in Tod bemüht, sieht nicht die Ruh.

Handschrift R 2190 der Stadtbibliothek Seite 11 2 f.





**Daniel von Czepko**  
Federzeichnung aus Handschrift  
R. 3100 d. Stadtbibliothek Breslau

Phot. F. Hein

## Daniel Czepko von Reigersfeld

Von Dr. Werner Milch

Die Werke des Daniel Czepko liegen zum größten Teile ungedruckt verstreut in schlesischen Bibliotheken und Archiven. Während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges fand der vielbeschäftigte Dichter nicht die Muße, seine Schriften dem Druck anzuvertrauen. Furcht vor der Zensur zudem mag den mitten im politischen und gesellschaftlichen Leben Stehenden zurückgehalten haben, Ansichten offen auszusprechen, die seine Stellung hätten erschüttern können, und so ist die Prophezeiung des Abraham von Franckenberg:

„Mein Czepko glaube mir, du wirst durch T. U. G. E. N. D. Schein  
Weit über Opitz der dreymal Bekrönte seyn;  
Und ich wil Dir den Preis der weisen Lehren geben,  
Daß unser Deutschland sol nach Deinen Reimen leben,“

bisher nicht in Erfüllung gegangen. Czepkos Sohn Christian Deodat, ein einsamer Sonderling, mit dem der Mannesstamm der Familie 1716 erlosch, hat die Dichtungen seines Vaters noch im Original besessen. Heute sind sie verloren, wir kennen einzig die Abschriften fleißiger Schreiber aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Aus älterer Zeit stammen lediglich die wenigen



Stücke, die Czepko selbst in Druck gegeben hat und die den geringsten Teil seines Schaffens ausmachen, weiterhin einige Duplikate von Abschriften, die Czepkos Sekretär Allert angefertigt hat, zwei Gedichte von des Dichters eigener Hand, eine Fülle von Randbemerkungen, Instruktionen und anderen Notizen aus Czepkos Verwaltungstätigkeit und eine große Anzahl von Briefen, die mich ein glücklicher Zufall im Archiv der Friedenskirche zu Schweidnitz finden ließ.

Bereits im 18. Jahrhundert begann die Wissenschaft sich mit Czepko zu beschäftigen. Aus dem Beginn des Jahrhunderts stammen zwei flüchtige Lebensabrisse (von Kluge und Crusius), Ezechiel, Arletius und Klose schrieben Teile des Werkes ab, und Fülleborn, einer der klügsten unter den Breslauer Spätaufklärern, wies in den Schlesischen Provinzialblättern (1793) als erster auf Czepkos bedeutsame Rolle in der Barockdichtung hin. Seine Beobachtung, Czepkos Dichtungen seien „naiv“, das heißt vom Schwulste der sogenannten zweiten Schlesischen Schule deutlich unterscheidbar, hat die spätere Forschung erstaunlich wenig genutzt. Im 19. Jahrhundert hat man sich nicht viel um das Verständnis des Dichters bemüht. Hoffmann von Fallersleben, Kahlert und Palm wußten wenig mehr als ihre Gewährsmänner im 18. Jahrhundert, und einzig Koffmanes Nachweis vom Einflusse der „Monodisticha“ auf Johannes Schefflers Cherubinischen Wandersmann trieb die Forschung ein Stück vorwärts.

Die neue geistesgeschichtlich orientierte Literaturforschung hat uns das 17. Jahrhundert anders und tiefer verstehen gelehrt, die Monographien von Borchardt, Ellinger, Hippe, Seeberg, die zusammenfassenden Arbeiten von Bornkamm, Cysarz, Hankamer, Heckel, Günther Müller, Peuckert, Strich und Viëtor lassen eine umfassende neue Deutung von Czepkos Werk und Persönlichkeit notwendig erscheinen. Der Schweidnitzer Dichter war an der literarischen Entwicklung während des Dreißigjährigen Krieges zu sehr beteiligt, als daß eine genauere Geschichte dieser Zeit auf ihn verzichten könnte. Strasser und Wyrski, die in zwei Dissertationen ein Bild Czepkos zu zeichnen versuchten, mußten mehr oder weniger scheitern, weil ihnen die Gesamtheit der Werke nicht bekannt war. Auch heute ist es vielleicht noch verfrüht, die Persönlichkeit des Dichters zusammenfassend darstellen zu wollen: Eine kritische Ausgabe der Werke ist die erste Aufgabe, die die Czepko-Forschung heute zu erfüllen hat. Da aber dieser Plan seiner Verwirklichung entgegengeht, scheint es an der Zeit, das Interesse für den Dichter zu wecken. Mehr beabsichtigt diese Skizze seines Lebens nicht. Der Abdruck aus Czepkos Schriften wie die erstmalige Veröffentlichung der Federzeichnung, die das einzige sicher bestimmbare Bild Czepkos darstellt, erfolgt mit gütiger Erlaubnis des Direktors der Stadtbibliothek, Herrn Professor Dr. Hippe.

Daniel Czepko lebte von 1605 bis 1660. Er stammte aus einem Pastorenhause; der Großvater war Geistlicher in Brieg, der Vater Pastor in Koischwitz bei Liegnitz (dies ist auch Daniels Geburtsort), später in Schweidnitz, ein Onkel „Senior“ in Wohlau, und auch sonst ist hier und da ein Czepko, über dessen Verwandtschaftsgrad zu dem Dichter sich genaues nicht ausmachen läßt, als Geistlicher bezeugt. Pastor Czepko in Schweidnitz, schriftstellerisch gewandt und sein Leben lang ein ebenso guter Historiker wie Kanzelredner, schickte seinen Sohn nach Leipzig und dann nach Straßburg auf die Hochschule. Daniel studierte zuerst Medizin, später Jurisprudenz, und dieses Studium schloß er mit einer kurzen Tätigkeit in Speyer ab. Unter dessen aber hatte er in Straßburg zu Bernegggers Füßen gesessen, an den er vermutlich durch



Köler empfohlen war, und Berneggers Kreis war „verseucht“: hier war ein Zentrum herätischer Lehren und mystischer Spekulation. Als Czepko nach Haus zurückkehrte, lebte der Vater nicht mehr, ihm war so das trübe Schicksal, in der gegenreformatorischen Bewegung vertrieben zu werden, erspart geblieben. Schweidnitz war österreichisches Erbfürstentum. Hier spürte der Lutheraner das drückende Regiment des religiösen Zwanges stärker als in den piastischen Herzogtümern. Und so finden wir Czepko in den nächsten Jahren zuerst in Brieg und später in Dobroslawitz auf dem Gute der Barone Czigan von Slupska. Hans Georg von Czigan muß einer der gelehrtesten und interessantesten Köpfe des schlesischen Adels seiner Zeit gewesen sein. Wir wissen wenig von ihm, nur im Spiegel der vielen Widmungen und begeisterten Erwähnungen wirklich bedeutender Männer können wir erkennen, wie stark die Persönlichkeit dieses Landedelmannes auf viele der besten seiner Zeit gewirkt hat. Für Czepko wurde der Aufenthalt in Czigans Hause ein entscheidender Wendepunkt. Was Straßburg ihn gelehrt, kam hier zur Entfaltung; eine Fülle großer und schöner mystischer Werke, vor allem die umfassende „Consolatio“, entstanden hier, aus dem schüchternen Schüler Opitzens wurde ein frei schaffender, im ernsten wie im heiteren klangreicher, unabhängiger Dichter, und in der Liebe zu Barbara von Czigan wurden alle die Kräfte, die durch Jahre aufgespeichert lagen, entbunden. Wir wissen nicht genau, wann der Aufenthalt in Dobroslawitz endete. 1635 jedenfalls ist Czepko wieder in Schweidnitz. Drei Jahre später heiratet er hier Anna Catharina Heintze, die Tochter eines wohlhabenden Arztes, die ihm vier Güter vor den Toren der Stadt mit in die Ehe brachte. Czepko wird Gutsherr, freier Schriftsteller, unabhängiger Edelmann, nachdem ihm der Kaiser den vom Großvater abgelegten Adel erneut hatte, und er betätigt sich, weithin wirkend, im Dienste der Mitbürger.

Immer tiefer wurde Schweidnitz in die Nöte des Dreißigjährigen Krieges hereingerissen. Auf die Besetzung durch die Lichtensteiner Dragoner folgte die Überrumpelung der Stadt durch Torstenson, und Czepko, dem in den Kriegswirren drei Güter verloren gingen, verfaßte grollend Berichtschreiben nach Wien, in denen er sich drastisch über Bürgermeister und Rat beschwerte. Er war dazu berechtigt, denn tatsächlich hat er, der unbeamtete freie Gutsherr, einen großen Teil der Verhandlungen mit den fremden Kommandanten geführt, während Bürgermeister und Rat sich feige zurückhielten. Die Beweise dafür erbringt uns in voller Klarheit die bisher noch niemals ausgeschöpfte, wahrscheinlich überhaupt kaum bekannte Schrift „Defensio Schildbachi“, die handschriftlich in der Reichsgräflin von Hochbergschen Majoratsbibliothek in Fürstenstein sich befindet. Immer mehr stellte Czepko seine Arbeit in den Dienst der Mitbürger. Die Vielseitigkeit des rastlosen Mannes erhellt daraus, daß er gleichzeitig die Muße zu medizinischen Arbeiten findet, seine Güter bewirtschaftet und politisch-historisch sich betätigt. Czepko legte sich eine Sammlung von Dokumenten an, die zusammen mit seiner Geschichte von Schweidnitz und Jauer über dreitausend Folioseiten füllt, und gestützt auf die Kenntnis der Heimatgeschichte, die er sich im Laufe der Jahre erwarb, schrieb er zur Information des Herrschers mehrere gewichtige Arbeiten über die politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer. Wieviele von seinen „Berichtschreiben“ bis an den Wiener Hof gelangt sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Eine Fülle handschriftlicher Briefe jedoch beweist, daß Czepko, so oft von Schweidnitz eine Gesandtschaft



an den Hof ging, in eifriger Korrespondenz mit den Boten der Stadt stand. Nach dem Kriege galt seine Hauptsorge dem Schutz der zugesicherten freien Religionsübung. Und alle die zahlreichen Schriften über die Geschichte der evangelischen Friedenskirche in Schweidnitz nennen Czepkos Namen an erster Stelle. Nach dem Tode der Gattin — die einzige Tochter war verheiratet, der Sohn studierte in Danzig — fühlte Czepko sich auf seinem Gute allzu einsam; er ging als Rat in fürstlich-briegische Dienste, und große Stöße von Akten, die das Breslauer Staatsarchiv bewahrt, zeugen von seiner Tätigkeit. Bei einer Besichtigung der Reichensteiner Bergwerke, die er vergebens rentabel zu gestalten versuchte, zog er sich im September 1660 die Krankheit zu, der er als Fünfundfünfzigjähriger nach wenigen Tagen erlag.

Die Menge der aufgefundenen Schriften und Briefe, staats- und kommunalpolitischen Inhalts erweist, daß die alten Autoren, die Czepko als „Staatsrat und nebstbei Dichter“ bezeichnet haben, nicht so im Unrecht waren. Ihm war Handeln und Helfen wichtiger als der dichterische Ruhm. Wo er mit den Freunden über künstlerische Probleme korrespondierte, (man vergleiche nur den schönen Brief an Apelles von Löwenstern, veröffentlicht in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 1928, S. 25) sprach er lieber von den Werken anderer als von den seinen. Die Freunde, die Czepkos Dichtungen kennen lernen wollten, verschafften sich Abschriften durch den findigen Sekretär des Dichters, Zacharias Allert, der in seiner Lebensbeschreibung Czepkos naiv erzählt, wie wichtig ihm der Nebenverdienst aus unrechtmäßig vervielfältigten Abschriften von Werken des Dichters gewesen sei. Wie Czepko aber sein dichterisches Werk selbst bewerten mochte, uns sind seine poetischen Schriften ein gewichtiges Zeugnis, um ihrer selbst willen und weil sie uns die literarische Entwicklung der Zeit deuten helfen. Der Mann, der als Schüler Opitzens im Sinne der „Judith“ und der „Dafne“ seine „Pierie“ entwirft, der die neuen Impulse, die die Dichtung dem Werke des Gryphius verdankt, aufzunehmen trachtet, der durch seine „Monodisticha“ Vorbild des Angelus Silesius wird, ist Kronzeuge dafür, daß die kontinuierliche Entwicklung der Dichtung im 17. Jahrhundert eine künstliche Scheidung zwischen verschiedenen schlesischen Schulen nicht zuläßt. Die am entscheidendsten bisher von Viëtor angestrebte Revision in der Chronologie der Barockdichtung findet in Czepkos Werk gewichtige Hilfe. In ihm fließen die vielfachen Ströme zusammen, der Typus des „intellektuellen Gesellschaftsmenschen“, des Kavaliers und Staatsmannes, ist in seinem Werk ebenso ausgeprägt wie der des „individuellen Erlebnisdichters aus dem Geiste spiritualistischer Religiosität“. Und es ist erstaunlich, mit welcher Kraft der Dichter die widerstreitenden Elemente in sich zur Einheit zu zwingen versteht.

Czepkos weltliche Dichtungen zeigen die Entwicklung des Schrifttums des 17. Jahrhunderts deutlich auf. Der Dichter beginnt mit Versen aus der Schule Opitzens, jener Gesellschaftsdichtung, für die Günther Müllers Formulierung gilt, sie sei nicht „Gefühlsaussprache im heute üblichen Sinn als Seelenausdruck, aber doch als Persönlichkeitsabdruck“. Geruhig, spannungslos und mit allen den Kennzeichen des frühesten barocken Liedtypus behaftet, weist Czepkos Jugendproduktion auf seine Freundschaft zu Köler und den Breslauer Spät-humanisten hin. In Dobroslawitz begegnet daneben eine zweite Form, der Dichter widmet Barbara von Czigan Strophen im Kavalierston, und wenn er seinen zierlichen Epigrammen etwa die Überschrift gibt „Gedancken in eine Melone geschnitten“, so kündigt sich bereits



das Vokabular neuer, wortreicherer Kunstformen an. Zu voller Blüte gelangt das Lied Czepkos aber erst unter dem Einfluß der religiösen Absicht. Wenn der Dichter in seinen späteren Lebensjahren die traditionellen Formen des Kirchenliedes verwendet, um ganz individuell zu be- kennen, so entstehen Gedichte von ergreifender Schlichtheit und Größe, Seelenlieder per- sönlichster Prägung. So entwickelt sich mit den einzelnen Stadien der barocken Ausdrucks- formen Czepkos lyrische Kunst. Als Dramatiker hat er sich selten versucht. Vollendet ist lediglich das Singspiel „Pierie“, das wichtig ist, weil es für die Entwicklung die Brücke von Opitzens „Judith“ zur „Majuma“ des Gryphius bildet. Die Spannungen, die die Barock- kunst kennzeichnen, wußte Czepko ins gedankliche zu verlegen. Vor formalen Überstei- gerungen bewahrte ihn sein an der Antike geschulter Geist, der den Dichter an klassischen Vorbildern sich orientieren hieß. So stammt vieles, was Czepko in seinen epigrammatischen Büchern (Unbedachtsame Einfälle, Drey Rollen verliebter Gedancken u. a.) gesammelt hat, aus griechischer Epigrammatik, und weite Strecken aus dem dichterischen Hauptwerke „Corydon und Phyllis“ lehnen sich an Gedankengänge des Horaz an.

Czepkos eigentlich mystisches Werk endlich ist in die Leistung des jungen und des alten Denkers scharf gliederbar. In den zwanziger Jahren entstanden einige Schriften, vor allem die umfassende Lehre vom Leben als Weg zum Tode und vom Tode als Weg zum Leben (Consolatio ad Baronissam Cziganeam) höchstwahrscheinlich unter dem direkten Einflusse Bernegggers. Die Spätwerke zwischen 1650 und 1660 dagegen lassen die Gedankenwelt von Tschesch und Franckenberg erkennen. Das prägt sich auch in den formalen Unterschieden aus: Die Frühwerke sind rein prosaisch, während „Semita amoris divini“ und andere spätere Schriften in einer interessanten poetisch-prosaischen Mischform verfaßt sind. Diese Misch- form stellt den Übergang zwischen Dichtung und Mystik dar. Mit den religiös-mystischen Liedern und den Alexandrinern der Monodisticha hat Czepko die Mystik der Dichtung und die Dichtung des Mystik soweit genähert, daß wir mit Recht sagen können, in seinem Werke sei der neue Typus des persönlich-bekennenden Gedichtes erstmalig verwirklicht. So steht er neben und vor Christian Günther als einer der ersten „modernen“ Lyriker.

Der 6. Jahrgang ist beendet,

**bestellen Sie die Einbanddecke**

lassen Sie die

Schlesischen Monatshefte

einbinden

Näheres im Anzeigenteil



## Zum Leben des schlesischen Malers Amand Augustin Zausig

Im diesjährigen Aprilheft der „Schlesischen Monatshefte“ hat Herr Dr. Ernst Scheyer-Köln in einem wertvollen Beitrag: „Zum Leben und Werk des Breslauer Miniaturmalers Amand G. Zausig“ auf die Bedeutung dieses unverdient unbekannten Malers aufmerksam gemacht. Die Veröffentlichung regte zu weiterem Forschen an, wobei sich einige biographische Notizen, umfassend das Geburts- und Todesdatum sowie den Ort seiner Herkunft, feststellen ließen.

Die Totenmatrikel<sup>1)</sup> des Künstlers befindet sich im Begräbnisbuch der Breslauer St. Matthias-Pfarrei<sup>2)</sup>, die besagt, daß der Porträtmaler Amand Zausig, aus Groß Ossig bei Trachenberg gebürtig, am 21. Januar 1847 im Alter von 41 Jahren an Schlagfluß im Allerheiligenhospital gestorben und am 24. begraben worden ist. Gleiches berichten die Akten des Allerheiligenhospitals<sup>3)</sup>, deren Aufnahmebücher die Personalien des einen Tag vor seinem Tode dort eingelieferten Patienten enthalten. Aus ihnen erfahren wir auch einige weitere unbekannte Mitteilungen, wie verschiedene Verwandtenangaben und daß der Kranke Ritterplatz Nr. 3 gewohnt hat. Das gleiche Todesdatum geben endlich der „Breslauer Anzeiger für Communal-, polizeiliche und Lokal-Angelegenheiten“ vom 25. Januar 1847 in seiner wöchentlichen Liste der Verstorbenen und eine interessante Mitteilung zum Tode Zausings in der „Privilegierten Schlesischen Zeitung“ vom 26. Januar 1847 an. Der Irrtum in der bisherigen Annahme des Todestages als des 22. Januars dürfte dadurch entstanden sein, daß die „Breslauer Zeitung“ vom 23. Januar 1847 — die bisherige einzige Quelle für das Todesdatum des Malers — die Todesanzeige einen Tag später als beabsichtigt brachte. Die früheren legendenhaften Angaben über die Todesumstände (vergleiche Scheyer a. a. O. S. 172) finden wohl in vorliegenden urkundlichen Belegen ihre Erklärung. Seine letzte Ruhestätte fand Amand Augustin Zausig sicherlich auf dem damaligen Friedhof der St. Matthias-Pfarrei an der Kohlenstraße, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschlossen und heute wieder bebaut ist.

Während die früheren Beiträge zur Biographie des Künstlers seine Herkunft und sein Alter nicht hatten feststellen können, äußern sich die oben angeführten Todesnachrichten höchst unklar darüber. Die

Aufzeichnungen in den Akten des Allerheiligenhospitals geben keinen Geburtsort, die Begräbnismatrikel und die Schlesische Zeitung als solchen Groß Ossig an<sup>4)</sup>. Auch das Alter wird verschieden angegeben. Scheyer nahm auf Grund einer Eintragung in den Matrikeln der Dresdener Kunstakademie an, daß Zausig am 24. März 1804 in Breslau geboren wurde. Doch glaube ich diese 21 Jahre später erfolgte Angabe anfechten, und als Geburtsdatum den 26. Mai 1804, als Geburtsort Heidchen bei Trachenberg, Kreis Militsch, annehmen zu müssen. In den Aufnahmebüchern des Breslauer Allerheiligenhospitals wird nämlich unter den Verwandten des Kranken als Vater der Brauereibuchhalter Zausig<sup>5)</sup> aus Schaetzke aufgeführt. Dessen Lebenslauf konnte ich zum Teil aus den Akten des Trachenberger Herzoglichen Hospitals<sup>6)</sup> und den Kirchenbüchern der kath. Pfarreien Powitzko und Trachenberg feststellen. Wahrscheinlich aus Kleinöls, Kreis Ohlau, stammend, trat Franz Zausig 1793/4 in den Dienst des Fürsten v. Hatzfeldt-Trachenberg ein, wo er zuerst als Kornschreiber und seit 1798 als Wirtschafter des Powitzkoer Anteils in Groß Ossig tätig war. 1802 wurde er als Wirtschaftsbereiter des Trachenberger Anteils nach Heidchen bei Trachenberg versetzt, wo er bis spätestens 1805/06 blieb. Hier wurde ihm am 26. Mai 1804 aus seiner Ehe mit Friedericka, geb. Gruhlin, Tochter des fürstlichen Gutspächters Caspar Gruhl, als drittes Kind ein Sohn geboren, der am folgenden Tage auf den Namen Amand Augustin getauft wurde<sup>7)</sup>. In der nächsten Zeit ist der Vater aus dieser Gegend verschwunden. Vielleicht hielt er sich wenigstens eine Zeitlang in Breslau auf, was zur Verwechslung des Geburtsortes mitgeführt haben könnte. Nach dem Tode seines Schwagers Caspar Gruhl († 1809) übernahm Franz Zausig dessen 1808 angetretene Pacht des fürstlichen Gutes Groß Ossig, die er dann bis zum Endtermin 1817 inne hatte. Hier starb am 16. April 1811 seine erste Frau, die Mutter des Malers. Dann verließ

<sup>4)</sup> „Groß-Gossen“ in der Schles. Zeitung ist sicher ein Druckfehler oder eine Verwechslung mit Groß Ossig.

<sup>5)</sup> Die Aufzeichnung in der Matrikel der Dresdener Kunstakademie nennt als Vater: Franz Zausig, Ökonom

<sup>6)</sup> Herzogliches (Fürst von Hatzfeldt) Archiv zu Trachenberg. Alte Registratur Tit. VI Nr. 11 Vol. II, Neue Registratur Tit. 6 Nr. 1, 2, 6; Tit. 11 A 16; Tit. 11 E 2.

<sup>7)</sup> Kath. Pfarramt Trachenberg: Taufmatrikel 1804 Nr. 30. — Als Familienname steht „Zausing“ da, doch ist das „n“ durchgestrichen. Der Vater, der hin und wieder unter dem Namen „Zausing“ erscheint, schrieb sich selbst immer „Zausig“.

<sup>1)</sup> Ich komme zuerst auf die Todesnachrichten zu sprechen, da erst von diesen auf Geburtsort und -datum geschlossen werden konnte.

<sup>2)</sup> Kath. Pfarramt St. Matthias in Breslau: Begräbnismatrikel 1847, Nr. 27.

<sup>3)</sup> Stadtarchiv Breslau: Akten des Allerheiligenhospitals, Aufnahmebücher 1847, I, Nr. 316.



Zausig wieder diesen Ort, um 1828 hielt er sich als Ökonom in Auras auf, um dann später wieder in Fürstl. Hatzfeldtschen Diensten tätig zu sein. Am 12. Januar 1849 starb er, 82 Jahre alt, als fürstlicher Brennerei-Rendant in Schätzke bei Ossig, Kreis Militsch.

Es besteht kein Zweifel, daß dieser Franz Zausig der Vater des Malers ist und dessen Geburtsmatrikel in der Eintragung im Trachenberger Taufbuch vorliegt. Die Unklarheiten und Ungenauigkeiten über Herkunft und Alter dürfte in dem verschiedenen Aufenthalt des Vaters beruhen. Möglicherweise hat Amand Augustin Zausig selbst nicht Ort und Datum seiner Geburt gewußt. Die Verwechslung mit Breslau hat vielleicht außer in einem eventuellen zeitweiligen

Aufenthalt des Vaters darin ihren Grund, daß der Künstler eben dem weiteren Umkreis Breslaus entstammte, und daß er dort auch vor seiner Dresdener Zeit gewohnt hatte. Eine Unklarheit war auch bisher, daß Zausig öfters mit dem Vornamen „Augustin“ erscheint. Die Lösung ergibt sich aus der Taufmatrikel, nach der „Augustin“ der zweite Name des Täuflings ist.

Die Trachenberger Gegend kann stolz darauf sein, Amand Augustin Zausig ihr Kind nennen zu dürfen. Im allgemeinen an Künstlern arm, darf sie sich mit Recht seiner rühmen, der sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Porträtmaler und Zeichner Geltung und Bedeutung verdient hat.

*Robert Samulski*

## MODERNE LICHTBILDKUNST



**3 Mal Christa**

Trickauffnahme von Elfriede Reichelt  
Anlässlich der Ausstellung im Generalkommando



# RUNDSCHAU

## Musik

Eine beträchtliche Anzahl zeitgenössischer symphonischer Werke sind in kurzem Abstand in Breslau erkungen. Hermann Behr brachte im ersten volkstümlichen Konzert Béla Bartòks Tanzsuite „Der wunderbare Mandarin“, ein Werk, das deswegen wenig Freunde für die moderne Musik gewonnen haben wird, da seine Gestaltung ganz von pantomimischen Vorgängen bestimmt ist und diese ausgesprochene Bühnenmusik daher im Konzertsaal in ihren extremen Wirkungen nahezu unverständlich bleibt. (Übrigens ist die Beschreibung dieser Handlung nicht geeignet, den Wunsch näheren Kennenlernens zu erwecken.) Von der naturhaft-urwüchsigen Kraft und elementaren Rhythmik des bedeutenden ungarischen Komponisten konnte auch diese zu Unrecht in den Konzertsaal verpflanzte Suite einen Begriff geben.

Erheblich größeres Interesse — nämlich einen erbitterten, leider mit den wenig zivilisierten Umgangsformen etwa einer Wahlversammlung ausgefochtenen Kampf für und wider die neue Musik entfachte das Klavierkonzert von Ernst Toch. Der Komponist, in der Konsequenz seiner Entwicklung und der (auch von radikalen Schlagworten) unbeirrten Linie seines Schaffens eine der unbedingt Achtung gebietenden Persönlichkeiten des heutigen Musiklebens, spielte selbst den schwierigen Klavierpart und gewann damit wohl auch Einfluß auf die Gesamtwiedergabe. Diese offenbarte, daß es sich nicht um ein Klavierkonzert im hergebrachten Sinne, sondern um eine symphonische Schöpfung handelt, bei der das Klavier als Hauptfaktor dem Klangapparat des großen Orchesters eingegliedert und bisweilen gegenübergestellt wird. Nie ist der Anteil des Orchesters zur bloßen Begleitung herabgemindert. Dieses Prinzip der Gleichberechtigung führt beispielsweise in dem versonnenen, zweiten Satz dazu, daß auf eine lange Strecke nur ein Solostreichquartett sich (zunächst fast unmerklich) zum Klavier gesellt. Umgekehrt ist im Finale die Rivalität des Soloinstruments und des Orchesters in einfallsreicher burlesker Weise auf die Spitze getrieben. Für die Beurteilung eines Werkes vom Range des Tochschen Klavierkonzerts ist nur eines wichtig: sich zu fragen, ob diese Musik an einen Bereich der Seele zu rühren vermag. Daher bekenne ich, daß die Größe des ersten Satzes, die Besinnlichkeit des zweiten und die Heiterkeit des Finale mir die Bekanntschaft des Werks von Ernst Toch als wesentlichen Gewinn erscheinen ließen und daß ich bei manchem der unentwegten Gegner das erste Erfordernis zur Aufnahme aller Musik, gleichgültig ob neu oder alt, tonal oder atonal, zu vermissen glaube: den Willen und die Auf-

geschlossenheit vorurteilslos zu hören. Das Klavierkonzert bildete den Mittelpunkt eines von Ernst Lert mit großer Sorgfalt und schönem Gelingen vorbereiteten Symphoniekonzerts.

Den stärksten bisherigen „Einbruch“ moderner Musik in das Breslauer Musikleben brachte jedoch ein Gastspiel des Königsberger Rundfunkorchesters unter der ungeheuer suggestiven Leitung Hermann Scherchens. Strawinskys Oktett (ein artistisches Opus, das mehr für einen kleinen Kreis partiturenbewaffneter Musikfreunde, als für die große Menge der Konzertbesucher und vollends der Rundfunkhörer geschaffen scheint) kam durch die Bravour der Bläuersolisten zu einer unübertrefflichen Wiedergabe. Den eigentlichen Gewinn bedeutete aber die Bekanntschaft der beiden symphonischen Werke von Arthur Honegger, dem Meister der leider schon wieder abgesetzten „Judith“. Pacific 231, ein Hohelied der Lokomotive, erregte anderwärts schon vor Jahren die Gemüter. Bewundernswert bleibt es, daß in dieser unerhört effektsicheren Partitur alles Reißersche dennoch vermieden ist und die Wirkung von musikalischem Geschehen, nicht von ideenloser Nachzeichnung des Geräusches und Rhythmus der Maschine sich herleitet. Ebenso ist die Sportsymphonie „Rugby“ eine sehr geistvolle Übertragung der Bewegungsidee ins Musikalische. Beide Werke erwiesen Scherchen als den geborenen Interpreten zeitgenössischer Musik. Für brutale Blechwirkungen in Beethovensymphonien war es dagegen schwer, Verständnis aufzubringen. Das Wertvolle eines solchen Gastspiels: die Erkenntnis, daß unsere Schlesische Philharmonie den Vergleich mit fremden Orchestern nicht zu scheuen braucht. Wann kommt der Dirigent, der das hiesige Orchester zu Höchstleistungen der geschilderten Art befähigt und der dem unerquicklichen, alle Stetigkeit untergrabenden Wechsel am Dirigentenpult ein Ende macht?

Nur ein Augenblicksbild: da spielte August Kienzl als Kapellmeister des Stadttheaters an mancherlei Aufgaben erprobt, in einem der großen Symphoniekonzerte ein Programm, das schon durch die Zusammenstellung der Komponisten unmöglich war; wie überflüssig und unerquicklich wirkte allein schon die antiquierte, niemals lebendig gewesene symphonische Dichtung „Die Toteninsel“ von Rachmaninoff. Eine ganz kompakte, mißverständlich auf Klangentfaltung anstatt auf Klarheit und beschwingte Leichtigkeit aufgebaute Darstellung der C-dur-Symphonie Mozarts machte die Enttäuschung voll und zwingt zu der Forderung: solange die Dirigentenfrage der



Philharmonie nicht gelöst ist, nur solche Persönlichkeiten mit der Leitung der Konzerte zu betrauen, deren Arbeit für das Musikleben der Stadt einen Gewinn und Ansporn bedeutet.

Eine Anzahl musikalischer Veranstaltungen sind wegen der Besonderheit ihrer Darbietungen hervorzuheben. So unternahm es der rührige Dirigent des Spitzer'schen Männergesangsvereins, Dr. H. Ringmann, altdeutsche Chorlieder von Isaac, Senfl und Haßler in instrumental begleiteter Form zum Vortrag zu bringen und damit eine der historischen Wahrheit vermutlich näherkommende Wiedergabe dieser Musik zu erzielen, als die übliche a capella-Ausführung. Zum mindesten eine volkstümlichere, denn diese mit berechtigtter Freiheit hinzugefügten Violinen, Hörner, Trompeten oder Holzbläser vermögen jeweils im Hörer unmerklich Stimmungen vorzubereiten, die dem Text entsprechen und der Aufnahmebereitschaft dienen. All dies ist freilich Kammerkunst, und es mag leichter sein, mit großen Chor- und Orchesterwerken eine zahlreiche Zuhörerschaft zu fesseln. Umso höher ist dem Spitzerschen Chorverein diese stillere und innerlichere künstlerische Betätigung anzurechnen.

Helene Henke brachte eine Rarität: Georg Bendas „Medea“ von 1775. Wir besitzen gerade neuerdings in Schiedermairs Werk über die deutsche Oper eine Darstellung über die kurzlebige Gattung des Monodramas, ein Produkt des damaligen Heroinkults. Der Musikhistoriker konnte mit Freude die ganz vergessene Schöpfung Bendas als ein reifes Werk voll charakteristischer Züge willkommen heißen. Der Text von F. W. Gotter indessen wirkt heute in seinem übersteigerten, leeren Pathos unerträglich, sodaß das interessante Experiment im ganzen Experiment bleiben mußte.

Im Stadttheater ist dem frischen Saisonbeginn eine Periode ohne bemerkenswerte Ereignisse gefolgt. Eine von K. Spangenberg unter Verwendung mehrerer Singspiele verfaßte „neue“ Spieloper von Lortzing „Der Mazurkaoberst“ erfreute durch manche hübsche Musiknummer, ist aber im ganzen auf einen Komödienton von kläglichster Flachheit abgestellt. Der „Rosenkavalier“ kam in musikalischer Auffrischung heraus, über deren Qualität angesichts mehrerer Umbesetzungen in letzter Stunde ein abschließendes Urteil kaum möglich ist. Trotz redlicher Bemühung der Hauptdarsteller (in erster Linie Frau Kleppe-Schönfeld als Marschallin) und des Dirigenten (A. Kienzl) wollte die unbeschwerter graziöse Grundstimmung des Werkes sich nicht so recht einstellen. Festabende kamen durch ein Gastspiel Adolf Fischers, der jetzt in München wirkt, zustande, da die Anwesenheit des beliebten Sängers zwischen dem vollbesetzten Hause und allen Mitwirkenden ein Fluidum besonderer Art herzustellen schien.

Das „Schauspielhaus“ präsentierte in nicht gerade hinreißender Besetzung die in Berlin so erfolgreiche Operette „Marietta“ von Oscar Strauß. Was in der Hauptstadt durch die Mitwirkung berühmter Stars allenfalls erklärlich erscheint, ist hierzulande eine höchst problematische Angelegenheit: nämlich wie es möglich ist, daß durch eine wenig kurzweilige Handlung und die sentimentalste und süßlichste, jeglichen Elans bare Musik sich immer noch Besucherscharen ins Theater locken lassen. Die Operette, der nicht einmal mehr rhythmische, belebende Aktivität zugesprochen werden kann, ist anscheinend nichts anderes mehr als eine Zufluchtsstätte des verlogenen Singspielkitschs. Dann zehnmal lieber Jazz!

*Peter Epstein*

## Theater

### Schauspiel

Der Schlesier Gerhard Menzel hat vor zwei Jahren mit dem Drama „Toboggan“ einen überzeugenden Beweis dichterischer Wahrhaftigkeit und szenischer Kraft gegeben. Dort war aus dem noch unausgeschöpften Stoffkreis des Kriegserlebens ein abseitiges Thema gewonnen, in einen scharfen Szenenumriß gestellt, mit innerer Glaubhaftigkeit entwickelt und mit früher Sprachfertigkeit geformt. Die deutsche Bühne begann damals mit Menzel zu rechnen, und das Dresdener Staatstheater, das den Kleistpreisträger zuerst förderte, blieb ihm treu: es brachte auch die Uraufführung seines neuen Dramas „Fern-Ost“ heraus, obwohl sich schon aus dem Manuskript ergeben konnte, daß hier ein kräftiger dramatischer Impuls schon mitten im Vorstoß erlahmte. Freilich: den Regisseur mußte die Aufgabe reizen, an der vielgestaltigen Fülle chinesischer Aufrührerszenen Gruppenführung und Typendifferenzierung zu erproben. Aber damit sind die

theatralischen Stärken des Werkes auch schon erschöpft. Der gedankliche Einsatz verliert bald an Klarheit; der Wille, eine verschwommene These dramatisch durchzusetzen, scheitert an dieser Unklarheit mehr als an den Mitteln, die im wesentlichen auch hier die Begabung des Toboggan-Dichters verraten. Die Idee, den großen Kampf der Rassen in Ostasien, die Abwehr chinesischen Volkstums gegen den westeuropäischen Handelsimperialismus an einem Einzelfalle zu dramatischem Leben zu bringen, war zweifellos neu und groß; aber dazu bedurfte es antithetischer Schärfe und konsequenter Entwicklung. Menzel gerät schon ins Philosophieren, ehe die treibenden Grundgedanken festliegen; er zeigt sich schon in einem eher verwirrenden als klärenden Programmaufsatz nicht als Herr über das „geistige Gesetz“, unter das er sein Drama gestellt sehen will. Dieses geistige Gesetz ist: lieber grausam leiden als grausam



**Oskar Schlemmer:  
Frauengruppe, Aquarell (1928)**



Der in diesem Jahre an die Breslauer Staatliche Akademie für Kunst u. Kunstgewerbe berufene Professor Oskar Schlemmer, der jahrelang am Bauhaus Dessau tätig war, ist sowohl in Köln in der Künstlerbund-Ausstellung durch einen Ehrenpreis von 1000 RM., wie in Darmstadt in der Ausstellung „Der schöne Mensch in der bildenden Kunst“ mit der goldenen Medaille und einem Ehrenpreis von 1000 RM. ausgezeichnet worden. Wir bringen nebenstehend eine Probe seiner Kunst und behalten uns eine eingehende Würdigung seines künstlerischen Schaffens vor.

sein. Auf den Existenzkampf der Persönlichkeiten wie der Völker angewendet, heißt das nach Menzel: grausam sein ist die Maxime der Selbsterhaltung, der Natur, ist also niederen Ranges; grausam leiden ist Überwindung niederen Naturtriebes, ist Forderung jeder großen Religion. Schon diese Formulierung ist unhaltbar. Man kann Naturgesetzliches nicht mit ethischen Wertsetzungen vermischen, die aus dem menschlichen Denken stammen. Auf dieser Grundlage aber argumentiert der Dichter weiter und sein Stück will diese Weltanschauung exemplifizieren. Dazu ist der Stoff denkbar ungeeignet; denn er erweist gerade, daß im Völkerleben lediglich Rechtsfragen, nicht religiöse Thesen entscheiden. Das Drama versagt denn auch der Idee des Dichters die überzeugende Wirkung; äußere, mitunter recht gewaltsame Mittel müssen der gedanklichen Antithese zuliebe das „Gesetz“ vertreten. Zum Schluß bleibt ein Gefühl völliger Unbefriedigung: der Eindruck einer fruchtlosen Diskussion mit großem theatralischen Apparat. Auch die

vorzügliche Dresdener Aufführung konnte diesen Eindruck nicht beseitigen; es blieben bewegte, spannende Gruppenbilder, es blieben mehrere virtuose Einzelleistungen. Daneben blieb nichts als die Gewißheit, daß Menzel das nächstmal von klarerem geistigen Grundriß ausgehen muß, wenn er der Bühne unserer Zeit das Werk geben soll, das sein „Toboggan“ verhiieß und das sie von ihm erwartet.

Die Breslauer Vereinigten Theater haben sich in diesem Winter wieder den Rang maßgebender Uraufführungsbühnen durch eine Reihe von neuen Werken gesichert, von denen bisher drei zur Aufführung kamen. Georg Fröschels Tragikomödie „Gerechtigkeit für Holubek“ erwies sich als brauchbares Zeitstück, das die brutale Vergewaltigung der Einzelpersonlichkeit durch das Parteidogma ohne Kompromisse gesinnungsklar und verständlich aufzeigt. Die zweite Uraufführung galt dem Pariser Routinier Marcle Pagnol, der mit seiner Komödie „Marius“ einen riskanten Abstecher in das Gebiet des reinen Milieu-



stückes unternahm. Das Ergebnis war höchst dürftig, war ein dramatisierter Magazinroman, eine Geschichte von den großen und kleinen Leidenschaften der Hafenanwohner von Marseille, wie sie langweiliger nicht gedacht werden kann. Der Aufwand lohnte sich also in keiner Weise. Viel bekömmlicher war hingegen eine Komödie des in Schlesien früher ansässigen Pfälzers Roland Betsch, der mit „Salvermosers seltsamer Seelenwanderung“ sich zum ersten Male auf die Bühne begab. Er hatte einen köstlichen Einfall, mindestens so ergiebig, wie seinerzeit Müller-Schlösser ihn beim „Schneider Wibbel“ hatte. Nur war Müller-Schlösser Schauspieler, der wußte, was die Bühne braucht; und Betsch ist Erzähler, der erst lernen muß, was die Bühne von ihm verlangt. Das wird sich finden. Der erste Anlauf war jedenfalls frisch und ungehemmt, überUngekonntes riß ein kräftiger Humor hinweg, und für die Lockerung dickflüssiger Behaglichkeit sorgte die Aufführung. Gearbeitet wurde hier wie an den anderen Stücken mit der bei Barnay nun schon traditionellen hochwertigen Ensembledkunst. Sie half auch den übrigen Aufführungen der letzten Zeit — Scribes altem, unverwüstlichem „Glas Wasser“, Langers jüngster Prager Vorstadtkomödie „Ferdys

Pistoras Bekehrung“ und Maughams rührend-gepanntem Tricktheater „Die heilige Flamme“ — zu der jeweils vollkommensten Wirkung.

Die provinziellen Wanderbühnen Schlesiens arbeiten mit bestem Kräfteinsatz an der Steigerung ihrer Leistungen. Die von Dr. Karl Weber geleitete „Schles. Bühne“ begann mit Harlans gedankentiefem, von diesseitsfreudiger Religiosität durchwirktem Schauspiel „Das Nürnbergisch Ei“, das wieder hervorzuholen ein Verdienst war. Das „Schlesische Landestheater“ eröffnete die Spielzeit unter seinem neuen Leiter Dr. Karl Pempelfort mit einer höchst achtbaren Hamlet-Aufführung, die durch ihr Niveau bei begrenzten Mitteln ganz ungewöhnlich fesselte. Hier war mit kühnem Einsatz gewonnen. Zurzeit reist diese Bühne mit Sheriffs erschütterndem Kriegsstück „Die andere Seite“, das sie in Schlesien an erster Stelle eindrucksvoll herausbrachte. Immer wieder bestärken Besuche dieser beiden Wanderbühnen in der Überzeugung, daß für die Zukunft unserer provinziellen Theaterkultur diese Organisationsform die allein zweckmäßige ist und daß kein falscher Lokalpatriotismus, unfähigen ständigen Kleintheatern zuliebe, ihre Ausbreitung hindern darf.

Hans Hermann Adler

## Schlesischer Wirtschaftsspiegel

### Grenzlandwirtschaft

Mit dem Wiederbeginn der parlamentarischen Beratungen in Preußen und im Reich werden seitens des für die Ost- und Westgebiete jetzt gemeinsam gebildeten Grenzausschusses des Preußischen Landtags und des entsprechenden Reichstagsausschusses von neuem Wünsche und Forderungen für die Grenzgebiete erhoben werden. Es zeigt sich immer deutlicher bei dem Studium der Grenzlandfragen, daß es sicherlich verfehlt wäre, wollte man, wie es früher geschah, einzelne Grenzkreise gesondert betrachten, ja wollte man überhaupt die Frage der Ostgebiete als eine isolierte Frage für das Reich oder den preußischen Staat ansehen.

Die Schwierigkeiten des oberschlesischen Gebietes sind hinreichend bekannt. Sie treten auf Grund der industriellen Struktur des wirtschaftlich wichtigsten Teiles dieser Provinz besonders scharf hervor. Über die Notlage der vier niederschlesischen Grenzkreise Namslau, Groß-Wartenberg, Militsch und Guhrau ist ebenfalls in der Öffentlichkeit des öfteren gesprochen worden. Unter welchen Schwierigkeiten die gesamte Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen steht, wie dort mühsam die verlorenen Fäden wieder geknüpft werden, die Wege im wörtlichen wie im übertragenen Sinne geebnet werden müssen, soll heute hier im einzelnen nicht untersucht werden. Wie stark die drei ostpommerschen Grenzkreise von Rummelsburg bis an die Ostsee heran unter der Isolierung, in die sie durch die neuen

geographischen Tatsachen gebracht wurden, leiden, wird man bei einer Betrachtung in diesem Zusammenhang nicht vergessen dürfen.

Es ist immer wieder die gleiche Klage, die man von Oberschlesien bis an die Ostsee hört: die Klage um die verlorengegangenen Absatzgebiete, über die Unterbindung der seit Jahrhunderten gewohnten Richtung des Wirtschaftsverkehrs und, zum Reich gewendet, die Klage über die „Wirtschaftsferne“, d. h. über die außerordentlich starke Vorbelastung, die alle Produkte aus diesen Grenzgebieten tragen müssen, bevor sie an den großen innerdeutschen Markt, sei es nun Berlin, Stettin oder Hamburg oder nach den mitteldeutschen oder westdeutschen Industriezentren gelangen.

Als Abhilfemaßnahmen für diese Notstände hat man immer wieder Frachtverbilligung, den Ausbau der Wasserstraßen, die kreditmäßige Stützung der Landwirtschaft durch Weiterführung von Umschuldungsaktionen, um ihr eine neue Atempause zu geben, gefordert. Auf landwirtschaftlichem Gebiet weiterhin die Durchführung von Meliorationen, die endgültige Beseitigung der Überschwemmungsgebiete, die wir gerade im Osten in dem Zug der alten Urstromtäler haben, an der Bartsch ebenso wie an der Netze und Warthe oder an der Obra. Mit besonderer Energie sind in der letzten Zeit wieder die Grenzbahn-Projekte betrieben worden, d. h. der Plan eines Bahnbauwerkes Namslau, Groß-Wartenberg, Neumittelwalde; der Plan der großen Grenzlandbahn von Öls über



Trachenberg, Fraustadt, Neu-Bentschen, Meseritz nach Kreuz, die das gesamte Ostgebiet in nordsüdlicher Richtung zusammenfassen und die durch die Grenzziehung unterbrochenen Westoststrecken wieder zusammenknüpfen soll. Durch sie würde der Weg vom oberschlesischen Industriegebiet nach Kreuz um rund 90 Kilometer verkürzt werden, von Breslau nach Kreuz um rund 75 Kilometer. Es würde eine durchgehende Strecke von Beuthen bis an den Knotenpunkt geschaffen werden, von dem man ebenso nach Stettin wie nach Danzig gelangen kann. Das dritte Projekt, das für Schlesien auch von gewisser Bedeutung ist, ist das eines Bahnbaues von Guben nach Kreuz, wodurch die Breslau—Glogauer Strecke einen direkten Anschluß nach der Grenzmark, nach Schneidemühl, nach Pommern und nach Danzig und Ostpreußen erhielten, unter Umgehung von Posen. Der Bahnbau ist von noch größerer Bedeutung für Ostpommern und die Grenzmark, für die Verbindung nach Sachsen, das als Absatzgebiet für die Landwirtschaftsprodukte stark in Frage kommt. Die beiden letzten Projekte konkurrieren in gewissem Maße miteinander. Die Linie Guben—Kreuz scheint mehr dem großen Verkehr, die Grenzlandbahn von Öls an bis nach Kreuz mehr dem internen Wirtschaftsverkehr der Grenzprovinzen dienen zu sollen.

Nachdem man sich, wie diese Pläne zeigen, erfreulicherweise entschlossen hat, den Konkurrenzkampf der Provinzen und Kreise um die Nothilfe von Reich und Staat großen gemeinsamen Plänen weichen zu lassen, wird man bei der Betrachtung der Grenzland-Wirtschaftsfragen allerdings wohl noch einen Schritt weitergehen müssen. Man soll auch im Rahmen des ganzen Reiches nicht mehr die Ostgebiete als isolierte Größen behandeln. Man muß sich weit stärker, als das bisher der Fall ist, zu der Überzeugung durchringen, daß die Ostfragen nur im Zusammenhang mit den Wirtschaftsfragen des ganzen Reiches gelöst werden können. Vorläufig laufen die Fäden aus der Mitte des Reiches und werden, je weiter man nach Osten kommt, umso dünner.

Die Sorgen, die man im Osten hat, unterscheiden sich kaum materiell, nur in ihrem Umfang von denen des ganzen Reiches. Die Landwirtschaftskrise ist eine allgemeine Erscheinung, nur, daß sie sich im Osten zum Teil bis ins Unerträgliche verschärft. Der Wunsch nach Frachtverbilligung wird überall erhoben, nur daß er im Osten noch dringender ist als anderswo, daß im Osten der Absatz von Produkten teilweise absolut unrentabel wird, weil der Preis, den man auf den zu weit entfernten Märkten erzielt, manchmal nicht mehr die Transportkosten deckt. Der Wunsch einer Festigung und Vertiefung kultureller Bestrebungen aller Art ist im neuen Deutschland allgemein. Er steigert sich im Osten, wo sich die Sünden der Vergangenheit bitter rächen und offenbar auch nach dem Kriege nicht immer das rechte Verständnis für die kulturellen Not-

wendigkeiten vorhanden war, zu einem Notschrei.

Will man also ein allgemeines „Ostprogramm“ auch heute noch aufstellen, so kann es nur die eine Forderung enthalten, nämlich die der Angleichung an den allgemeinen deutschen wirtschaftlichen und kulturellen Standard, eine Angleichung in dem Sinne nämlich, daß der Osten nicht als ein vom Reich unterschiedliches Gebiet betrachtet werden darf, in dem man es mit manchen Dingen, wie z. B. mit der Schulfrage, nicht so genau zu nehmen brauche. Eine Angleichung, die so schnell wie irgend möglich erfolgen muß, um nicht tatsächlich, wenn auch nicht hier in Schlesien, so doch in anderen noch abgelegeneren Kreisen herrschende starke Verdrossenheit noch größer werden zu lassen. Das Reich ist nach dem Kriege auf schmälere Raum beschränkt als früher. Es sollte sein erstes Bestreben sein, diesen Raum in jeder Beziehung bis an seine äußersten Grenzen auszufüllen. Nicht nur etwa mit Bevölkerung auszufüllen, sondern vor allen Dingen das, was man deutsche Kultur und deutschen wirtschaftlichen Fortschritt nennt, bis dahin vorzutragen, wo sich anderes Volkstum von dem deutschen scheidet. — Über Einzelheiten der Situation in den Ostgebieten und über die wichtige Relation zwischen Grenzlandpolitik und Außenpolitik zu sprechen, ist diesmal leider hier nicht mehr der Raum. Wir hoffen, das bald nachholen zu können. *Darge*

\*

#### Eine Wirtschaftskarte von Schlesien.

Die besondere wirtschaftliche Situation der beiden schlesischen Provinzen mit einem Blick überschauen, ist der Sinn einer von Dr. Traugott Kalisch und Professor Dr. Dietrich bearbeiteten Wirtschaftskarte von Schlesien, die der Verlag Korn herausbringt. Es ist dies ein erstmaliger und darum schon besonderes Interesse verdienender Versuch, neben der verschiedenartigen Bodenstruktur eines Landesteiles die in ihm ausgeübten Arten wirtschaftlicher Betätigung graphisch darzustellen. Die Verschiedenartigkeit der Landwirtschaft, die Vielfältigkeit der industriellen Betätigung, wie sie Schlesien eigentümlich sind, kommen recht übersichtlich auf der in 20 Farben gedruckten Karte zum Ausdruck. Zum ersten Mal hat man auch versucht, dieser Karte eine Produktionsstatistik zu geben, wie wir sie in Deutschland sonst noch nicht haben.

Die Karte kann sicherlich, nicht nur im Schulunterricht, ein wichtiges Hilfsmittel zur schnellen und guten Erkenntnis der wirtschaftlichen Gestaltung der Provinz in jeder Beziehung sein. Die Art ihrer Anlage zeugt von eingehender und gewissenhafter Arbeit der Verfasser, die, trotz der Vielheit des Dargestellten ein klares Bild herausarbeiteten. Ob die kartographische Darstellung statistischer Angaben allerdings überhaupt ein wissenschaftlich exaktes Bild geben kann, ist auch in diesem Fall nicht einwandfrei nachgewiesen. Gerade Schlesien hat in den letzten Jahren eine recht beträchtliche Umschichtung in wirtschaftlicher Beziehung erfahren. Unbeschadet dessen bleibt der Orientierungswert der Karte bestehen, die deutlich zeigt, wie die Bodenbeschaffenheit, die natürlichen Verkehrswege auf die Gestaltung der Wirtschaft, auf den Ausbau der Landwirtschaft ebenso wie den der Industrie eingewirkt haben.



## Bücher

**Wilhelm von Scholz. Der Weg nach Ilok.** Roman. Horenverlag, Berlin, 1929.

Wilhelm von Scholz soll von schlesischer Abstammung sein. Wenn man sein neuestes Buch gelesen hat, ist man unbedingt überzeugt davon. Natürlich nicht etwa deshalb, weil „Der Weg nach Ilok“ zum größten Teil in Breslau spielt und eine bewegte Zeit aus der Breslauer Geschichte schildert. Geschichts- und Ortskenntnis kann sich schließlich jeder aneignen. Das Buch ist in seiner ganzen geistigen Haltung so schlesisch, daß man stellenweise an Will-Erich Peuckert erinnert wird. Peuckert denkt und fühlt und spricht gleichsam in einem leidenschaftlichen Flüstern vor sich hin, was er fühlt. Scholz sieht und schildert in großen bunten Bildern, was er sieht. Aber er sieht im Grunde dasselbe, was Peuckert fühlt. Der Roman spielt im 15. Jahrhundert, kurz nach der Verbrennung von Huß. Also in einer Zeit, als die Kirche anfang, in ihren Grundfesten erschüttert zu werden, und die Menschen von leidenschaftlichem Interesse für kirchliche und religiöse Dinge erfüllt waren. Die Hussiten, die böhmischen Brüder, sind nahe, Breslau gehört zum Königreich Böhmen damals. Also Zündstoff genug. Das Buch ist technisch außerordentlich gut angelegt. Es beginnt mit dem Fastnachtsthrough-einander in den Straßen und Häusern am Rosenmontag, und alles, was dann weiter geschieht, ist wie eine Erweiterung und Verzerrung dieses Fastnachtstreibens bis zum blutigen Ernst. Auf dem Salzring (dem heutigen Blücherplatz) ist ein Gerüst aufgebaut für die Fastnachtsspiele; am Tage danach predigt darauf ein fanatischer Mönch; es wird zum Scheiterhaufen, auf dem die Frauen Tand und Putz verbrennen, auf dem schließlich lebendige Menschen, Juden, unschuldig verbrannt werden, von Haß und Wahnsinn gehetzt.

Der Bischof Peter von Breslau, ein sanfter und kluger Gelehrter, fühlt sich zu schwach, seine Kirche zu schützen gegen alle ketzerischen Einflüsse, die auf sie eindringen. Er ruft den päpstlichen Legaten Johannes Capistran, den er leidenschaftlich bewundert, und der als Heiliger und Wundertäter gilt, zu Hilfe. Er kommt und greift umwälzend in das Leben der Stadt und ihrer Menschen ein. Scholz versteht es ausgezeichnet, eine wirklich große Persönlichkeit hinzustellen, mit der Welt, die sich um sie herumdreht, Mönche, Ratsherren, junge Leute, Dirnen, Gegner und Freunde, alles wird deutlich und interessant. Scholz sieht mehr, er sieht auch, wie diese große Persönlichkeit von innen aussieht, was sie treibt. Johannes und die Menschen um ihn sind treue Anhänger der Kirche, er selbst fanatisch dem Dogma hingegeben. Ein Scholastiker. Von Mystik ist in dem Buch kaum die Rede. Einmal wird gesagt, daß die Mystiker dem Legaten zwar Ketzer sind, aber nicht sehr gefährlich scheinen, weil sie ihm bloß dumm und verstiegen

vorkommen. Das ist überhaupt die offizielle Meinung der Zeit: Der kluge Domherr, der Breslauer Ratschreiber, der Bischof selber denken kaum anders. Und nun stellt Scholz dar, ohne es ausdrücklich auszusprechen, wie die Ideen der Mystiker die ganze Welt durchdrungen haben, wie keiner sich gegen sie wehren kann, weil sie im unbekannten Gewande kommen, und den Gegner an einem Punkt überfallen, den er zu allerletzt erwartet hat. In tausend kleinen Einzelheiten kommt das zum Ausdruck. Nur ein Beispiel: Die Wunder, die der Legat tut, scheinen im Anfang nur Gerüchte, Zufälle, Wirkung der ungeheuren Suggestion, die von ihm ausgeht. Also vernünftig, psychologisch erklärbar. Nach und nach werden sie immer unheimlicher, immer unerklärbarer. Er wehrt sich mit aller Kraft gegen diese Einflüsse, die seinem Wesen so fremd zu sein scheinen. Aber sie werden immer mächtiger. Als er nach der Judenverbrennung erkennen muß, daß er unschuldige Menschen hingerichtet hat, bricht er in tödlicher Krankheit zusammen. Durch diesen rein äußerlichen Anlaß werden sie übermächtig, als sei die Krankheit von Gott geschickt. Johannes erhebt sich noch einmal zu weltlichem Tun im Kampf gegen die Türken, die Belgrad belagern. Er siegt und ist zugleich der Besiegte. Im Kloster Ilok, das er in den Fieberphantasien seiner Krankheit schon gesehen hat, stirbt er, Visionen aus der mystischen Welt hingegeben. Wie stark diese alte mystische Welt heute noch ist, spürt man an der Glut, mit der Scholz selber ihr hingegeben ist.

A. V.

**Hans Christoph Kaergel: Ein Mann stellt sich dem Schicksal.** Roman. Verlag Eugen Diederichs. Jena 1929.

Ich glaube, nirgends in der ganzen Welt werden so merkwürdige Bücher geschrieben, wie in Schlesien. Dieses hier ist eines der deutlichsten, eines, aus dem der Außenstehende am leichtesten schlesische Art erkennen kann. Es ist ein sehr moderner und ein sehr spannender Roman. Obgleich nichts von Autos und Flugzeugen und Sportereignissen und Klassenkampf drin vorkommt. Es handelt sich hier um Gott und den rechten Weg, um gut und böse. Aber in einer Weise, die für moderne Menschen außerordentlich interessant ist, weil Kaergel zu zeigen versteht, wie nahe sie uns angehn, und — wie gefährlich sie sind. „Ein Mann stellt sich dem Schicksal“ das heißt hier — ein Mann stellt sich Gott. Und nun bricht zunächst die Hölle los um ihn herum: Selbstmord und Wahnsinn, Verführung und Schändung, Haß und Flüche. Der Schauplatz ist „das rote Haus“, eine wüste Mietskaserne, die schon lange einzustürzen droht, ein Symbol für die ganze Welt. Einzelne Typen sind Kaergel besonders gut gelungen: eine alte Wahrsagerin, der ewig betrunkene Freund des Helden, der furchtbare Besitzer des Hauses, die keifenden



# Aus der Ausstellung jüdischer Textilien im Breslauer Kunstgewerbemuseum



**Thoravorhang, 1814 gestiftet  
Synagogengemeinde Breslau**

Frauen auf der Treppe. In allen mischt sich gut und böse, und der Held kämpft einen verzweifelten Kampf, überall das Gute herauszuholen. Gar nicht wehleidig, sondern erfüllt von dem mystischen Bewußtsein, daß gut und böse zusammengehören, daß das eine ohne das andere gar nicht möglich ist. Einzig die Lösung, der Sieg des Guten, ist vielleicht etwas zu flach geraten. Indessen, es gibt viele Menschen, die etwa mit der russischen oder der nordischen Literatur nichts anfangen können, weil sie den Zugang dazu nicht finden können. Bis dann irgend ein Buch, und meistens nicht das allertiefste, die Tür aufmacht. Mir scheint Kaergels Roman wie kein anderer geeignet, die Tür zur schlesischen Literatur aufzumachen. A. V.

**Karl Ludwig Skutsch: Musche.** Novellen. Verlag Reklam, Leipzig 1929.

Fast scheint das kleine Bändchen des jungen schlesischen Autors zu leicht und zierlich für eine gewichtige Besprechung. Er ist aber so hübsch, daß man es nicht unerwähnt lassen kann. Es ist jung, gar nichts weiter als jung. Weder politisch rechts, noch politisch links, weder kollektiv

noch individualistisch, nur jung. Der Autor steht da wie ein Fechter mit dem Degen in der Hand und blickt mit erwartungsvollen und erregten Augen tapfer der Welt entgegen. Wie die Jugend von heute ist, klug und witzig, ohne viel Illusionen, voller Scheu vorüberschwenglichen Gefühlen und daneben doch auch dumm und unerfahren und verrannt. Ganz reicht die künstlerische Gestaltungskraft zwar noch nicht, um ihn vor dem Kitsch zu bewahren. Es sind vier kleine Geschichten, nicht ganz gleichwertig. Am interessantesten ist wohl die Titelnovelle „Musche“ und die „Liebesgeschichte“, die neu und selbstständig scheint. Die beiden andern „Leben auf Sähmischen“ und „Abschied“ stehen ein bißchen allzusehr unter dem Einfluß von Thomas Mann. Das ganze kleine Buch wirkt überhaupt fast wie eine Illustration zu „Unordnung und frühes Leid“. A. V.

**Estrid Ott: Drei Mädels in einem Auto.** Aus dem Dänischen übersetzt von Else von Hollander-Lossow mit 15 Zeichnungen von Peter Anton Gekle. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Dieses Buch schildert die Erlebnisse einer jungen Deutschen, die mit ihren New-Yorker Kusinen eine



rasche, lustige Autofahrt quer durch Amerika macht. Die geographischen Strukturen Amerikas, die Sitten und Anschauungen der Amerikaner, Indianer, Cowboys und Farmer werden zum bildhaft reizvollen Erlebnis. Die heutige Jugend wird sich in diesen frischen, selbständigen, sportliebenden Mädels amüsiert wiedererkennen und an Kenntnissen bereichert werden. Ein äußerst empfehlenswertes Buch. A. V.

**Marburger Kunstbücher für Jedermann.** Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Die von Professor Hamann und seinem kunstgeschichtlichen Seminar herausgegebenen Bände haben sich eine so große Beliebtheit erworben, daß sie der Teubnersche Verlag übernommen hat, um sie weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Und diese Verbreitung verdienen sie auch. Denn sind schon die Titel der Bände vorzüglich gewählt, z. B. „Deutsche Köpfe“ — eine Sammlung plastischer Köpfe des Mittelalters — oder „Deutsches Ornament“ — ein Gang durch den deutschen Schmucktrieb vom Mittelalter bis zur Gegenwart —, so sind die Abbildungen nicht, wie so häufig, eine Sammlung längst bekannter Photos, sondern sie beruhen auf eigenen Aufnahmen und erschließen bisher meist wenig gekannte Dinge. Auch wo es sich um so populäre Stoffe wie in dem Band über die Tempel Italiens oder den über olympische Kunst handelt, wird durch die Abbildungen die Kenntnis der Denkmäler vertieft, und ein kurzer Text gibt zu ihnen die notwendige kunstgeschichtliche Einführung. L.

**Neue Schlesische Kalender. Laubaner Heimatkalender. Grünberger Hauskalender. Grofschoftersch Feierabend.**

Die schlesischen Kalender für das Jahr 1930 sind ganz besonders erfreulich ausgefallen, denn sie bringen

diesmal besonders viel und besonders interessante volkskundliche Dinge, neben den in jedem Kalender wichtigen Angaben über Behörden, landwirtschaftlichen Ratschlägen usw. Der Laubaner Heimatkalender fällt auf durch seine gute Ausstattung und die ausgezeichneten Bildbeigaben. Die literarischen Beiträge sind diesmal fast durchweg gut. Vor allem in Grofschoftersch Feierabend, der sehr viel Dialekt bringt. Auch eine wichtige Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Am Grünberger Hauskalender sind die interessanten geschichtlichen Beiträge hervorzuheben. Liebe zur engeren Heimat ist das Thema von allen dreien, nicht als sentimentales Gefühl, sondern als Freude und Arbeit an Geschichte, Sage, Sprache und Leben. A. V.

### Bücher-Eingänge:

**Ost-Oberschlesische Heimat.** Jahrweiser für das Jahr 1930. Herausgegeben vom deutschen Kulturbund für Polnisch-Schlesien.

Wieder ist ein hübscher ober-schlesischer Kalender erschienen und wieder zeichnet der sich — wie der Jahrgang 1929, von dessen frischen Photographien wir im Novemberheft Proben brachten — durch schöne und instruierende Bilder aus!

**W. Niethhammer: Wunderfitzchen.** Ein Waldmärchen, kleinen Leuten erzählt.

Dieses mit hübschen Bildern von Fritz Lang illustrierte Buch wird kleinen Kindern gewiß gefallen.

**Charlotte Niese: Das Lagerkind.** Mit vierfarbigen Bildern von Eduard Winkler.

Dieses Buch schildert die abenteuerlichen Erlebnisse eines Mädchens zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Beide Bücher sind in K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, erschienen.

## 175 Jahre Bunzlauer Waisen- und Schulanstalt

Die „Staatliche Waisen- und Schulanstalt“ in Bunzlau ist eine Einrichtung, die in unserer Provinz und weit über ihre Grenzen hinaus von hoher sozialer und erzieherischer Bedeutung ist. Die Tatsache, daß ihr ältester und grundlegender Bestandteil, das Waisenhaus, in diesem Jahre die Feier des 175 jährigen Bestehens begehen konnte, rechtfertigt an dieser Stelle einen kurzen Überblick über die Geschichte der Anstalt.

Der Gründer des Waisenhauses ist der Maurermeister Gottfried Zahn. Er war selbst früh verwaist und hatte eine schwere und freudlose Jugend durchlebt. Durch Schriften August Hermann Frankses in Halle angeregt, eröffnete er nach dessen Vorbild, ohne nennenswertes Kapital, ganz im Glauben an die göttliche Vorsehung und an den Segen seines Werkes mit Genehmigung des Königs von Preußen am 14. März

1754 in Bunzlau ein Waisenhaus mit zwei Knaben, zunächst in seiner Wohnung. Schon ein Jahr darauf wurde der Grundstein zu einem eigenen Gebäude gelegt. Nach seinem Tode übernahm der Pastor und bekannte Kirchenlieddichter E. G. Woltersdorff die Leitung der Anstalt, die auch für Schulunterricht sorgte. Bald wuchs sie, und bereits 1764 konnten die ersten Zöglinge die Universität beziehen. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erhielt sie von Friedrich Wilhelm III. einen reichen Zuschuß, und um dieselbe Zeit zog der Geist des großen Pädagogen Pestalozzi in ihr ein. 1816 wurde das Lehrerseminar von Liegnitz nach Bunzlau verlegt und mit der Anstalt verbunden. Die ebenfalls an ihr bestehende Bürgerschule wurde 1850 in ein Progymnasium umgewandelt, und dieses wurde 1886 mit dem im Jahre 1858 von der Stadt Bunzlau gegründeten Gymnasium ver-



einigt, das seitdem auch mit zur Waisen- und Schulanstalt gehört. 1887 wurde an ihr eine Mittelschule, 1889 eine Präparandenanstalt eingerichtet. Das Lehrerseminar wurde im Jahre 1925 aufgelöst. 2544 Lehrer hatten an ihm ihre Ausbildung erhalten. An seiner Stelle war schon Ostern 1923 die unterste Klasse (Untertertia) einer Aufbauschule eröffnet worden; Ostern 1929 fand die erste Reifeprüfung an dieser neuen Schulform statt.

Gegenwärtig besteht die gesamte Staatliche Waisen- und Schulanstalt aus dem Waisenhaus, dem Reformrealgymnasium, das in der Umwandlung zu einem Realgymnasium alter Art begriffen ist, der Aufbauschule und der Mittelschule. Das Waisenhaus kann 200 Knaben im Alter von 10 bis 20 Jahren aufnehmen; davon haben 90 Unterhalt, Erziehung und Unterricht völlig frei, 46 weitere können Teilfreistellen erhalten. Bisher hat es 5885 Knaben, zum großen Teil unentgeltlich erzogen und bis zur Schulentlassung geführt.

Die Gebäude des Waisenhauses sind noch die alten. Das Seminar hatte während des Krieges 1914—1917 einen schönen und zweckmäßigen Neubau erhalten,

der auch für die Bedürfnisse der Aufbauschule voll ausreichte. Im Sommer des laufenden Jahres wurde dieser erheblich erweitert, um auch das Realgymnasium aufnehmen zu können, dessen Räume den heutigen Ansprüchen nicht mehr genügten.

Eine Feier des 175 jährigen Bestehens der Anstalt war schon für den März dieses Jahres vorgesehen. Sie wurde aber auf den Herbst verschoben, um mit ihr gleich die Einweihung des Erweiterungsbaues und den Einzug des Realgymnasiums zu verbinden. In den Tagen vom 13.—15. Oktober hat diese Feier unter sehr reger Beteiligung der staatlichen, kirchlichen und städtischen Behörden, der gesamten Lehrerschaft, aller jetzigen Schüler, einer überaus großen Zahl früherer Schüler und eines großen Teiles der Bunzlauer Bevölkerung in würdiger und eindrucksvoller Form stattgefunden. Eingehende Berichte darüber enthalten in den Nummern vom 11.—15. Oktober der „Neue Bunzlauer Anzeiger“ und das „Bunzlauer Stadtblatt“, das aus diesem Anlaß auch eine sehr hübsche und reich bebilderte Sonderbeilage veröffentlicht hat.

H. J.

### **Barocke Holzstatue aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts**



**Maria u. Kind  
Leubus,  
Klosterkirche**

Phot. Dr. Erich Wiese



# JUGEND UND HEIMAT

## Der weinende Tannenbaum

Es war einmal ein großer, ehrwürdiger Tannenbaum, der war älter als du und ich und hatte mehr gesehen als wir beide, obwohl er in seinem Leben nie gereist war. Aber er konnte von seinem angestammten Platz im Walde so vieles beobachten, daß es sich schon lohnte, da zu bleiben, wo der liebe Gott ihn hingestellt hatte. Wenn er aufschaute, sah er den Himmel und die Wolken, die Sonne und den Mond und oft zahllose funkelnde Sterne, von denen bisweilen einer herunterzufallen schien in sommerwarmen, klaren Nächten. Die Himmelsbilder waren immer neu; nie hatte der Baum in seinem langen, langen Leben einen Tag erlebt, der einem anderen völlig gleich gewesen wäre. Rings herum, so weit er blicken konnte, standen hohe Tannen, lauter Brüder und Schwestern, die liebte er alle in gleicher Weise, obwohl — oder vielleicht gerade weil sie ihm nicht zu nahe kamen und kaum seine Zweige streiften, wenn der Wind durch den Wald blies. Wenn ich sage, daß er sie liebte, so meine ich damit kein Lieben im gewöhnlichen Sinne; es war etwas viel Unsentimentaleres, weniger Persönliches; aber gleichwohl war es doch etwas ganz Zuverlässiges und Beständiges, so wie ein wirklich frommer Mensch die anderen Menschen — er mag sie kennen oder nicht — liebt.

Dichtes Moos wuchs zu den Füßen des Baumes; das war eine kleine, bunte Welt für sich, an der unser Freund sich nicht satt sehen konnte. Da gab es rote, gelbe und braune Pilze und langfüßige Spinnen und dicke, unbeholzene Schnecken; und Pflänzchen, die wie zierliche Bäumchen aussahen, obwohl sie nicht größer waren als mein kleiner Finger.

„Butzewackerle“ nannte der Baum sie im stillen; denn er hatte eine besondere Vorliebe für diese kleinen Dinger. Er kannte die verschiedenen Düfte der Jahreszeiten und verwob seinen eigenen Atem mit ihnen. Der Frühling! Er warf hellblaue Schleier über den Wald und zauberte weiße Wattewölkchen an den Himmel. Am Waldrand stand eine schlanke Birke, der schenkte er ein lichtgrünes, durchsichtiges Kleid, daran allein konnte man schon sehen, daß der Winter vorbei war. Im Sommer war der Birke Kleid viel dunkler und faltiger; sie war kaum noch schlank darin zu nennen. Aber im Herbst war ihr Gewand und sie selbst so wunderschön, daß unsere Tanne sich einmal beinahe in sie verliebt hätte — im gewöhnlichen Sinne, von dem ich vorhin sprach. Doch schließlich war er zu ernsthaft dazu, und es blieb bei einem stillen, andächtigen Bewundern. Ja, die Birke war im Herbst wirklich berückend; rostbraun schimmerte sie und manchmal sogar golden, und ihre welken Blätter sangen und raschelten so geheimnisvoll — schwermütige Lieder. Dann kam der Winter; niemand konnte wie er

so prächtige Verkleidungen ausdenken. Da war der ganze Wald wie umgewandelt, und man erkannte die ältesten Bekannten in den drolligen Vermummungen oft nicht wieder. Das Lachen und Necken im Walde hörte dann überhaupt nicht auf, und unser Baum, so alt und ernsthaft er im übrigen war, freute sich jedes Jahr von Herzen mit an den harmlosen Späßen im Schnee und machte sie mit wie ein Junger.

Aber ich wollte ja nicht von der Fröhlichkeit des Baumes erzählen, sondern davon, daß er einmal in seinem Leben geweint hatte. Weshalb wohl? Vielleicht weil ein Baum neben ihm gestorben war, am Ende gar die schöne Birke? Ach nein, Sterben und Vergehen war nichts zum Weinen. Er hatte so oft Stämme fallen, Tiere und Pflanzen sterben sehen, das war nichts Schmerzliches für ihn. Er wußte, daß immer wieder neue Wesen geboren wurden, daß der Tod nur eine andere Form des Lebens war, wie hätte er darüber traurig sein können! Nein, seine Träne hatte einen ganz anderen Grund. Es war an einem regnerischen Oktobertag, da war ein dicker, brauner Käfer an seinem Stamm heraufgeklettert und hatte eine Unterhaltung mit dem Baum anfangen wollen. Was sage ich: eine Unterhaltung! Er hatte die ganze Zeit allein geschwätzt und abscheuliche Reden geführt: Daß die ganze Welt nichts taue, daß die Schöpfung ein erbärmliches Pfuscherstück sei, daß, wenn er, der Käfer, die Welt geschaffen hätte, sie ganz anders aussehen würde; daß er in den vier Tagen, die er bereits lebte, so viel Elend und Jammer kennen gelernt, daß er das ganze Dasein satt habe; einmal sei er durch einen Regenguß fast von seiner Frau getrennt worden — glücklicherweise habe er sie nachher noch unter einem Blatt gefunden: „aber eine Welt, in der solche Zufälle möglich sind, ist doch erbärmlich!“ so schloß er seine lange Anklagerede, bei der niemand anderes zu Worte gekommen war. Eigentlich hätte der Baum über den Unsinn lachen sollen, denn es war ja nur Geschwätz gewesen. Aber dazu war er nun wieder zu ernsthaft. Er hätte ja auch dem vorlauten Kerl ins Wort fallen, ihn zurechtweisen können; aber dazu war er zu gebildet und auch nicht lehrhaft genug. Es war ihm überhaupt immer peinlich, seine eigenen Ansichten und Gefühle zu äußern. Und so schwieg er. Aber er dachte an die herrliche Welt, in der er verwurzelt war, und er war traurig, daß der Käfer dies alles beschimpft hatte. Der krabbelte zufriedener weiter; er hatte das sichere Gefühl, alle seine Zuhörer vollkommen überzeugt zu haben. Als er fort war, weinte der alte, ehrwürdige Tannenbaum. Eine dicke Harzträne quoll aus seiner Rinde und blieb hängen, so lange er lebte. Denn die Tränen der Bäume trocknen nicht so schnell wie Menschentränen. Beate Berwin.



# chlesisches immelreich

## Gelehrten-Anekdoten

Nach der Sammlung von Ahrens.

Felix Dahn wurde in Hamburg nach einem Vortrage, den er dort gehalten, zu einem Abendschmaus eingeladen. Er lehnte ab mit dem Bemerken, daß er die schlimme Lebensweise in Hamburg kenne; bei seinem ersten Aufenthalte dort habe er sechs Wochen hindurch nichts anderes getan als Trinken und Schlafen. Entrüstet fragten die Hamburger Herren, in welcher Gesellschaft er sich denn damals bewegt habe, und Dahn erwiderte ihnen nun beschwichtigend, daß es die — ersten sechs Wochen seines Lebens gewesen seien.

\* \* \*

Der Direktor eines „Backfisch-Institutes“, an dem mehrere Professoren lehrten, wollte auch den jungen, redegewaltigen Dozenten Heinrich von Treitschke für sein Institut werben. Er schloß seine Ansprache an Treitschke mit den geistreichen Worten: „Da die Studenten Sie so lieb haben, so wünsche ich, daß die jungen Mädchen Sie ebenso lieb hätten.“ Der jugendliche Dozent antwortete, so ernst es ihm möglich war, dieser Wunsch sei ihm aus der Seele gesprochen. „Aber,“ setzte er hinzu, „Vorlesungen sind doch wohl nicht das einzige Mittel dazu.“

\* \* \*

Ein Professor der Mineralogie fragte im Examen: „Was habe ich für einen Stein in der Tasche?“

Stud. med. X.: „Wie kann ich das wissen, Herr Professor?“

Der Professor: „Sie würden es ebenso wenig wissen, wenn ich Ihnen den Stein zeigte.“

\* \* \*

„Herr Superintendent,“ sagte ein armer Schulmeister zu Palmer, der zugleich Oberschulinspektor war, „so kann es nicht mehr fortgehen! Ich habe den ganzen Tag über Stunden, keinen Nebenverdienst, acht lebende Kinder und nur 60 Gulden Gehalt! Wenn ich nicht aufgebessert werde, muß ich mit meinen Kindern Hungers sterben!“ — „Tun Sie das,“ antwortete Palmer, eine Träne der Rührung im Auge zerdrückend, „tun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen, Ihre Nachfolger werden es besser bekommen!“

## Zu teuer

Ein bekannter schlesischer Theaterdirektor wollte sich für seine Operettenbühne ein Gastspiel Pallenberg-Massary verschreiben. Pallenberg sagte zu, wünschte aber 50 Prozent der Einnahme. Auch die Massary erklärte sich gern bereit, für 75 Prozent des Reingewinnes zu kommen. Das Risiko wollte der Direktor denn doch nicht tragen.

## Menzel-Anekdoten

Menzel wurde einmal gefragt: „Haben Exzellenz auch einmal ein Herz für Frauen gehabt?“ „Nein, nur Auge“, antwortete Menzel.

\*

Menzel hatte einen bekannten Berliner Bankier porträtiert. Dieser ließ das Bild bei einer Abendgesellschaft feierlich enthüllen. Unter den Gästen war auch die kleine Exzellenz, doch wußte vorerst niemand, daß er der Maler des Bildes war, da der Hausherr das Signum verdeckt hatte. Ein junger Künstler kritisierte das Bild scharf und tadelte eine gewisse Flüchtigkeit in den Einzelheiten. Er stieß dabei auf Widerspruch, ließ sich aber nicht beirren.

„Das Bild ist zwar ähnlich, aber schauen Sie sich bitte, einmal die Knöpfe an — hingehauen, kaum angedeutet . . .“

Da erscholl aus dem Hintergrund eine grimmige Stimme: „Junger Mann, ich male Köpfe, keine Knöpfe!“  
Aus der „Bergstadt“.

## Steinach vor 100 Jahren

Im Breslauischen Erzähler von 1803 lesen wir folgende zeitgemäße Geschichte:

„Cagliostro verkaufte Tropfen zur Verjüngung und zwar in Portionen auf 10 Jahre. Eine Frau von Z.... hatte solche erstanden und vorläufig auf ihren Toilettentisch gestellt; denn sie war jung genug, sie noch nicht brauchen zu müssen. Ihre Kammerjungfer trank ein Gläschen und da es ihr gut schmeckte, trank sie die übrigen zwei auch noch aus. Am anderen Morgen ruft sie ihre Dame vergeblich. Als sie nach ihr sehen ging, fand sie ein kleines Kind von einem Jahre zwischen den Leinentüchern. Die Kammerjungfer war nämlich 31 Jahre alt gewesen, nun hatte sie für 30 Jahre Verjüngungstropfen genommen — also blieb ihr ein Jahr. Sie mußte nun wieder groß gezogen werden.“



**Bücher von  
europäischem Ruf**

soeben erschienen

**Corrado Alvaro**

# Verborgene Antlitze

die schönsten Novellen  
übersetzt v. Mimi Zoff  
Leinenband 6.— Mark

## Galsworthy:

„Ich bewundere diesen Dichter, ich liebe sein Werk, ich verdanke ihm Stunden reiner Freude.“

## Politiken, Kopenhagen:

„Der romanische Hamsun.“

## Europe, Paris:

„Er kommt den großen russischen Erzählern sehr nahe“

## Frankfurter Zeitung:

„Man genießt in Ruhe wie einen edlen Wein, man fühlt sich im Innersten angerührt von den tragischen Ironien dieses Zauberers und beglückt von der heiteren weisen Güte, wie in den seligsten Momenten der besten Chaplin-Filme.“

In den guten  
Buchhandlungen vorrätig.

**Ostdeutsche  
Verlagsanstalt,  
Breslau**



**BÖSSERT**

FABRIK UND EINZELVERKAUF  
BRESLAU, Neue Schweidnitzer Str. 15

*Trichter bis Albis*

*Erfolgreiche, zeitgemäße Wortbehandlung  
Pädagogium Dr. Finkler  
Lehrplan, Oberstufe, 80-jährige Erfahrung*

Wollen Sie, bitte, Ihre Aufmerksamkeit dem inliegenden Prospekt zum Schaffen des schlesischen Dichters **Georg Langer** schenken.

Dieser Nummer der Schlesischen Monatshefte ist eine Empfehlung des **Schlesischen Jahrbuches** beigelegt, dessen II. Jahrgang soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen und die Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn Breslau 1, bezogen werden kann.

## Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G.G.V.) bei

### Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 60 Ortsgruppen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen mit zusammen 10 000 Mitgliedern.

### Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

### Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege, Aussichtstürme und die Wegebezeichnung.

### Der G. G. V.

pfllegt die Heimatforschung und Volkskunde, er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er schuf und unterhält das Glatzer Heimatmuseum und baut es durch Neuerwerbungen ständig aus.

Die reich illustr. Vereinszeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ ersch. jährl. in 6 Doppelheften, die den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen.

Mitgliedsbeitrag jährlich 3 Mark. Meldungen sind zu richten an die Ortsgruppen oder an den Hauptvorstand in Glatz. Postscheck-Konto 141 10 Breslau. Fernruf Glatz 401.

## Der Hauptvorstand des G. G. V.

Studiendirekt. Conrads, Vorsitzender, Habelschwerdt, Oberschullehrer i. R. Rudolph, Hauptgeschäftsführer, Glatz, Friedrichstraße 11.

